Gott zum Gruße!

Zwei Erzählungen.

Klementine

oder

Gott führt die Seinen väterlich.

Franziska

oder

Wohlthun trägt Zinsen.

Mit zwei colorirten Bildern.

Von

Anna Brug.

Mit einem empfehlenden Vorworte

von

Dr. Joh. Evang. Stadler,

Dombecan ꝛc. ꝛc. in Augsburg.

Verlag von

Lampart & Comp.

in Augsburg.

Der Abendunterhaltungen für Jugend- und Familienkreise 51s Bändchen.

Das **hervorragendste Sammelwerk** der **Neuzeit** für die **Jugend** und das **Volk** ist in **gleichem Verlage** erschienen und in allen guten Buchhandlungen vorräthig, nämlich:

Lehrreiche Abendunterhaltungen

für

Jugend- und Familienkreise.

Eine Reihe von Erzählungen

für

christliche Jugend und christliches Volk.

Jedes Bändchen mit einem Stahlstich und broschirt.

Inhalt und Preise:

		kr.	ngr.
1s Bändchen.	Treue und Barmherzigkeit . . .	36	12
2 „	Die Schule des Lebens	30	10
3 „	Th. Neuhofers Leben, Reisen und Schicksale im Morgen- und Abendlande .	36	12
4 „	Heinrich Wallner	36	12
5 „	Die segensreiche Wallfahrt zum hl. Grabe	36	12
6 „	Der Sohn der Griechin	36	12
7 „	Die Frühstücke der blinden Großmutter	36	12
8 „	Das Leben eines Heimathlosen . . .	36	12
9 „	Der Neujahrsabend zu Lausanne . .	36	12
10 „	Susanna Frohberg	36	12
11 „	Joseph, oder ein Jahr aus dem Leben eines Priesters	30	10
12 „	Die Gräfin von Seeburg	36	12
13 „	Die Bekehrung	36	12
14 „	Wolfram, oder die wunderbare Taufpathin. Cassilda, die Mohrenfürstin von Toledo	36	12
15 „	Jakob Altmann	30	10
16 „	Nach der Arbeit. Drei Erzählungen .	36	12
17 „	Bastian. Agnes und Sophia 2c. . .	36	12
18 „	Die Familie Seehofen	36	12
19 „	Peter Felsberger, oder die Bildsäule der heiligen Jungfrau	36	12
20 „	Der junge Tambour	36	12
21 „	Die Korsaren aus Morgenland . . .	36	12
22 „	Die Rose von Rom	36	12
23 „	Adelmar der Tempelritter	36	12
24 „	Die Gemsschützen	30	10
25 „	Reinhold's Schicksale	36	12
26 „	Der Uhrenhändler vom Schwarzwalde	36	12
27 „	Der Kaufherr und seine Söhne . .	36	12
28 „	Die Familie von Bernstein	36	12



Clementine.

Verlag von Lampart & Cie in Augsburg.

Gott zum Gruße!

Zwei Erzählungen.

Klementine,

oder

Gott führt die Seinen väterlich.

Franziska

oder

Wohlthun trägt Zinsen.

Für meine jungen Freunde und Freundinnen, sowie für Schul- und Volksbibliotheken, zu Preisebüchern 2c.

von

Anna Brug.

Mit einem empfehlenden Vorworte

von

Dr. Joh. Evangelist Stadler,
Domdecan in Augsburg.

Augsburg 1862.
Verlag von Lampart & Comp.

Klementine

oder

Gott führt die Seinen väterlich.

Eine

Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege

für

meine jungen Freunde und Freundinnen,

sowie für

Schul- und Volksbibliotheken, zu Preisebüchern &c.

von

Anna Brug,

Verfasserin der Jugendschriften:

Anna, oder kindliche Liebe; die Familie Barenkourt, &c. &c.

Augsburg, 1862.

Verlag von Lampart & Comp.

Vorwort.

Die Verfasserin der beiden vorliegenden Erzählungen ist schon durch mehrere ähnliche Schriften bekannt, in welchen sie ein schönes Talent in diesem Fache an den Tag gelegt und so als würdige Tochter ihres Vaters sich gezeigt hat, von welchem bekanntlich viele gelungene Jugendschriften in gleichem Verlage erschienen sind.

Ich habe die vorliegenden beiden Erzählungen nach dem Wunsche des Verlegers durchgelesen und kann sagen, daß sie ihrem Inhalte nach ganz unverfänglich sind und der Jugend mit gutem Gewissen zum Lesen empfohlen werden können.

Augsburg, den 14. Mai 1862.

Dr. Joh. Ev. Stadler,
Domdecan.

Inhalt
zur ersten Erzählung.

Klementine oder Gott führt die Seinen väterlich.

	Seite
Erstes Capitel. Der Weihnachtsabend	1
Zweites Capitel. Der Neujahrsabend	6
Drittes Capitel. Unwillkommene Gäste	15
Viertes Capitel. Der Frevel	23
Fünftes Capitel. Der Vater	28
Sechstes Capitel. Ein trauriges Ereigniß	31
Siebentes Capitel. Die Flucht	38
Achtes Capitel. Warnung und Strafe	47

Inhalt

zur zweiten Erzählung.

Franziska oder Wohlthun trägt Zinsen.

		Seite
Erstes Capitel.	Die ungleichen Brüder	54
Zweites Capitel.	Der neue Lebensweg	66
Drittes Capitel.	Schwere Prüfung und Segen des Gottvertrauens	73
Viertes Capitel.	Seelenstärke in neuen Leiden	83
Fünftes Capitel.	Die Schwestern	95
Sechstes Capitel.	Der Tugend Lohn	109

Erstes Capitel.

Der Weihnachtsabend.

Am Weihnachtsabende eines der schrecklichen Kriegsjahre von 1618 bis 1648 stand, ihr jüngstes Kind auf dem Arme, Mathilde, die Ehefrau des Kaufmanns Melnick in Hohen Elbe, in der großen Hinterstube, und ordnete mit weiblicher Zierlichkeit auf der langen, weißbehangenen Tafel die Christbescheerung für den Mann, die Kinder und Hausgenossen. An einem Tische in der Ecke saß der Buchhalter Moritz Schwarz, die letzte Hand an das wunderschöne Kripplein legend, das er kunstfertig für die Kinder seines Prinzipals erbaut. Jetzt stellte er noch einen schön gemalten Engel an die Krippe, in der das Kind lag. Im Hintergrunde saßen die Hirten um ihre Hirtenfeuer, während ein Engel über ihnen schwebte, der einen Papierstreif in den Händen hielt, auf welchem die Worte standen: Gloria in excelsis Deo! Nochmals überschaute er wohlgefällig das gelungene Werk, und trat dann zu Mathilden, die unterdeß überall das Nützliche und Angenehme, Kleidungsstücke und harte Thaler, Bücher und bunte Spielereien, nach Nürnbergs Musterformen gebildet, ausgebreitet hatte und jetzt mit weiser Unpartheilichkeit jeder Portion ihre Striezel und Marzipane, Zuckerthiere und Pfefferkuchen, Aepfel und Nüsse zutheilte. Nachdenkend nahm der Buchhalter ein Paar große Figuren in die Hand, die der Volkswitz aus Pfefferkuchen geschaffen hatte. Es waren einige Heerführer der Gegenpartei mit Thierköpfen verunstaltet. Die Namen zu ihren Füßen ließen keinen Zweifel übrig. Lange sah Schwarz die Zerrbilder mit finsterem Kopfschütteln an: „Gebt doch diese Unformen nicht den Kindern," sprach er dann.

„Wie Ihr auch Alles gleich so ernst und schwer nehmt," scherzte die freundliche Mathilde, die Bilder bei Seite legend. „Wer Euch so reden hört, der sollte es nicht meinen, daß Ihr selbst muthig das Schwert geführt für unsern heiligen Glauben. Die rothe Narbe auf Eurer Stirn widerlegt Euern eifernden Mund."

„Ihr habt Recht," rief Moritz bewegt. „Ich habe das Schwert geführt für unsern Glauben. Ein kühner Hauptmann tapferer Räuber habe ich manche Waffenthat vollbracht unter diesem Vorwande; aber ich bete täglich zu Gott, daß er mir verzeihen möge, was meine wilden Kriegsgesellen unter dem Schilde des Glaubens, gegen mein Wissen und Willen Grausames verübten." Er entfernte sich eilenden Schrittes. Mathilde sah ihm verwundert nach.

Indessen war der Pfarrer des Städtchens gekommen, der Frau Mathilde eine Menge Unglücksposten von den im Lande böse hausenden Schweden mitzutheilen. Während der unglückdrohenden Rede hatte Mathilde, mit dem glücklichen Talente der Frauen, über den kleinen Sorgen des Augenblicks die Ferne vergessen, und die vielen Lichter der Weihnachtsbäume und des Kripppleins angezündet. Das Kind, das während der Mutter Beschäftigung eingeschlafen war, erwachte nun, und streckte lächelnd die Händchen aus nach dem freudigen Glanze.

„Seht, wie mein Max sich freut," sprach die Mutter zu dem sorgenvollen Priester. „Unbekümmert um das Drohen der Zukunft genießt er die Gegenwart. Unser göttlicher Heiland selbst gibt uns die Weisung: Wenn Ihr nicht werdet, wie die Kleinen, so werdet Ihr nicht in das Himmelreich kommen. Darum befehlet die Sorge für unser künftiges Geschick der weisen Leitung Gottes, und werdet heute einmal mit uns zu einem fröhlichen, harmlosen Kinde. Vor Allem aber bitte ich Euch, verschweigt nur für diesen Abend Eure bösen Nachrichten. Mein Mann ist ohnehin seit einigen Tagen so ernst und schwermüthig, und es würde mich sehr betrüben, wenn uns dieser Abend verkümmert würde, an dem der ganzen Welt der Erlöser geboren wurde."

Jetzt öffnete ein Lehrling Melnicks die Thüre. „Der Herr läßt Euch sagen," rief er in's Gemach, „daß Ihr

immer mit der Bescheerung anfangen mögt, damit es nicht gar zu spät wird. Er hat noch viel zu thun auf der Schreibstube. Es sind ein Paar wichtige Briefe eingelaufen. Er wird aber so bald als möglich nachkommen."

„Das ist mir gar nicht lieb!" seufzte Mathilde, als der Bote verschwunden war. „Ich meine immer, daß es kein rechtes Familienfest ist, bei dem der Hausvater fehlt. Indeß, der Herr hat Recht, sonst kommen mir die Kinder aus aller Ordnung." Sie ergriff eine Klingel, die auf dem Tische stand und schellte. Ein fernes Kindergejauchze antwortete dem rufenden Klange. Als sie zum zweiten Male schellte, kam das Jauchzen näher, und ein fröhliches Getümmel erhob sich vor dem Gemache. Nun setzte sie die Klingel hin und sah mit freundlichen Blicken nach der Thür, vor der die ungeduldige Bande, unter einander lachend und flüsternd, und leise mit den Füßen trampelnd, des dritten Rufes harrte.

„Sie müssen ein wenig warten," sprach Mathilde zu dem Pfarrer. „Das würzt die Freude, und es ist auch der Jugend heilsam, wenn sie es bei Zeiten lernt." Beifällig nickte der Geistliche, aber unterdeß hatte das Mutterherz schon gesiegt und führte die Hand Mathildens zur Klingel.

Noch tönte der dritte Ruf, da sprang die Thüre auf, und ihren Liebling, den Buchhalter umringend und fortschleppend, stürmten die vier Kinder Mathildens, zwei rasche Buben und zwei liebliche Mädchen, herein. Ihnen folgten die Diener und Lehrlinge, die Knechte und Mägde, die sich bescheiden an den Eingang reihten, bis man ihnen ihre Stelle anweisen werde.

Gleich einem reißenden Strome stürzten die Kinder zu der reich beladenen Tafel, mit schnellem Scharfblick erkennend, was jedem bestimmt war. Das schöne Kripplein versammelte die Geschwister wieder an einem Punkte, und ein einstimmiges Geschrei des Erstaunens und Jubels lohnte den sinnreichen Verfertiger mit reichlichem Danke. Dann rannten sie wieder gegen einander, zur Mutter, zum Pfarrer, zu Moritz, jede einzelne Spende vorzeigend, preisend und dankend.

„Wollt Ihr nicht auch schauen, was Euch das Christkind bescheert hat, Herr Schwarz?" fragte die Haus-

frau den Buchhalter, der sich, wie gewöhnlich, still und ernst seitab gehalten hatte. Mit einem wehmüthigen Lächeln wandte er sich nach dem bezeichneten Platze, und als er die reiche Bescheerung, einen herrlichen, vollständigen Feiertagsanzug und eine Fülle der feinsten Wäsche, einen Augenblick betrachtet, trat er bewegt zu Mathilden, die unterdeß den andern Hausgenossen ihre Plätze anwies.

„Das ist zu viel, Frau Mathilde," rief er mit schmerzlicher Rührung. „Wie mögt Ihr also den Fremdling begünstigen, vor den Söhnen des Hauses?"

„Den Fremdling?" sagte diese empfindlich. „In unserm Hause seid Ihr längst keiner mehr, und es muß uns wehe thun, wenn Ihr Euch selbst dafür haltet. Glaubt mir, wir erkennen es, welch einen treuen Gefährten mein Herr sich an Euch erworben, und daß Alles, was wir für Euch thun, nur Bezahlung unserer Schulden ist."

„Ei seht doch, Herr Moritz, Ihr habt auch einen Degen bekommen!" rief der kleine Franz, das Schwert emporhebend, das bei des Buchhalters Bescheerung lag und das ein wesentlicher Theil der Bürgertracht jener Zeit war. Dieser trat rasch hin, und nahm das stattliche Schwert dem Knaben aus den Händen und betrachtete es mit verstohlener Lust. Endlich konnte er doch dem Drange nicht widerstehen es zu ziehen und damit einige Probestreiche in die Luft zu thun.

„Ihr zürnt doch nicht," fragte ihn freundlich Mathilde, „daß sich ein Weib angemaßt, Euch wehrhaft zu machen. Aber Euer alter Degen, mit dem zerhauenen Korbe und den Scharten und Rostflecken an der Klinge, hätte sich nicht wohl geschickt zu der Feiertracht."

„Ihr habt wohlgethan, werthe Frau," sprach der Buchhalter, die Klinge prüfend gegen die Erde stemmend und hin und her biegend. „Der alte Degen war mir wohl lieb geworden, wie ein alter Freund, der treu bei mir ausgehalten in Noth und Gefahr; aber wenn ich an die Thaten denke, die ich mit ihm zu vollführen genöthigt war, so schaudert mir vor ihm. Diese Klinge hat wohl noch kein Blut gesehen, und so mir Gott hilft, will ich sie rein erhalten, es sei denn, daß ich sie ziehen

muß zur Beschirmung des Hauses, das mich so gastlich aufgenommen hat in der freundlosen Fremde."

Kaum hatte er den Degen wieder an seinen früheren Platz gelegt, so trat der Hausherr herein, mit finsterm Gesichte, zwei geöffnete Briefe in der Hand. Nur kurz begrüßte er den Geistlichen, wehrte die Kinder ab, die in dankbarer Eile auf ihn zurannten, und gab seiner Frau eines der Schreiben. „Von Deiner Mutter aus Glatz," sprach er, und während sie mit sichtbarem Schrecken und großer Betrübniß las, zog er den Buchhalter an ein Fenster.

Unterdessen hatte Mathilde den Brief gelesen, den sie jetzt weinend zusammenfaltete und zu ihrem Manne trat, um ihm denselben wieder zu geben. Mit sanfter Ergebung fragte sie: „Was hast Du beschlossen, lieber Joseph?"

„Darüber wollte ich mich erst mit Dir berathen," antwortete dieser freundlich. „Es sind Deine nächsten Anverwandten, die Zuflucht bei uns suchen, und ich möchte sie wohl nicht gern länger in den Klauen des Unholdes lassen; aber die Last des Hauswesens wird auf jeden Fall dadurch vermehrt, auch weiß ich nicht, ob es Dir überhaupt recht sein wird, mit Mutter und Schwester zu hausen unter einem Dache."

„Wie ich meine Lieben kenne," versicherte fröhlich die Hausfrau, „habe ich von ihnen nur Erleichterung, Freude und Trost zu hoffen, und wenn hier meine Meinung entscheiden darf, so bitte ich Dich herzlich, sie hieher holen zu lassen."

Melnick sprach nun gegen Schwarz die Bitte aus, seine Schwiegermutter und Schwägerin in Glatz abzuholen.

„Ich stehe Euch gern zu Diensten, Herr Prinzipal," erwiderte Schwarz bescheiden. „Wann soll ich abreisen?"

„Wenn ich mich nicht der Sünde fürchtete," sagte Melnick, „Euch um die Christnacht und die Kirche des ersten Feiertages zu bringen, so würde ich Euch bitten, noch diese Nacht abzufahren. Glatz ist weit, und ich möchte meine gute Schwiegermutter möglichst bald von der ihr so lästigen Einquartierung befreien."

„Pflichterfüllung und Nächstenliebe üben, ist ja auch

Gottesdienst!" rief Schwarz. „Ich gehe, Alles zur Reise zu rüsten." Er ging, von den jammernden Knaben begleitet, die mit ihm ihre beste Weihnachtslust verloren.

Bald trat Moritz im Reiserock wieder ein, den rostigen Degen umgeschnallt. Ihm folgten Franz und Paul. „Der Wagen ist angespannt," sagte der Buchhalter, „ich komme, mich zu beurlauben."

„Hütet Euch nur, daß Ihr unterwegs nicht Schaden nehmt, unter dem herumziehenden Kriegsvolke, das die Straßen unsicher macht," ermahnte Frau Mathilde mit banger Sorge.

„Ich nehme ja meinen alten Schlachtgefährten mit," rief Schwarz, mit Blicken, aus denen der Geist des wohlgeübten Handwerks blitzte, und schlug an den Degen. „Seid unbesorgt, Frau Mathilde; wir haben harten Frost; ich werde die Braunen scharf auftreten lassen, und so Gott will, speise ich die Karpfen und Mohnklöße, die Ihr mir heute schuldig bleibt, mit Euch und den theuern Anverwandten am Neujahrsabende."

Er hob die weinenden Kinder, die selbst das kunstreiche Kripplein über die Trennung von ihm nicht zu trösten vermochte, eines nach dem andern an seinen Mund, verneigte sich rings und verschwand; bald hörte man die Räder des abfahrenden Wagens über den festgefrornen Schnee wegpfeifen.

Zweites Capitel.

Der Neujahrsabend.

Moritz Schwarz war von seinem Prinzipale nach Glatz gesendet worden, um dort seiner Schwiegermutter und deren noch sehr jungen Tochter Hilfe und Beistand zu bringen; denn in dem Hause dieser würdigen Matrone hatte sich ein schwedischer Hauptmann einquartiert, der in dem stillen Wittwenhause den König der Schweden im Kleinen spielte.

Er hatte die junge Klementine von Frau Rosen zur Heirath begehrt, war aber sowohl von der Mutter als auch von der Tochter mit Abscheu zurückgewiesen wor-

den; denn von Geburt ein Böhme, hatte er schon unter vier Herren gedient, und eben so oft den Glauben gewechselt, je nachdem der eine oder andere ihm mehr Nutzen zu bringen schien. Aber die Abweisung hatte den beiden Frauen keine Rosen gebracht, denn der Wüthrich quälte die Geängsteten auf alle nur mögliche Arten. Darum wollten sie in Glatz Alles im Stiche lassen, und sich nach Hohen Elbe zu ihren Verwandten flüchten.

Es war am Abende des dritten Weihnachtsfeiertages, am Feste des heiligen Johannes des Evangelisten. Draußen wirbelten die Schneeflocken lustig durcheinander, und im wohlgeheitzten Zimmer zu Glatz saß die Kaufmanns-Wittwe Frau Anna Rosen mit ihrer Tochter, der lieblichen Klementine. Hinter dem Tische hatte sich der unholde Hauptmann breit auf den Sorgenstuhl der Matrone hingestreckt, peinigte die armen Frauen mit der Erzählung seiner entsetzlichen Heldenthaten und leerte dazwischen fleißig den Zinnpokal, der vor ihm stand.

Da meldete die Magd einen Fremden, der mit Frau Rosen allein sprechen wolle. Sogleich erhob sich die Wittwe, zu ihm hinauszugehen; aber der Hauptmann sprach höhnisch, sie werde hoffentlich keine Geheimnisse mit dem Fremden zu verhandeln haben und ihn ja wohl in seiner Gegenwart zur Audienz lassen können. Mit einem leisen Achselzucken über die neue Anmaßung winkte die Wittwe der Magd, und diese hieß einen jungen Mann hereintreten, der mit herzlicher Freundlichkeit die Frauen, den Hauptmann mit ernster Höflichkeit begrüßte.

„Ich bin der Buchhalter Eures Schwiegersohnes," sprach er. „Soll Euch zur Beglaubigung dieß Euer eigenes Schreiben überreichen, und Euch melden, daß Ihr, wenn es Euch beliebt, sammt Eurer Tochter, morgen mit mir nach Hohen Elbe fahren könnt."

„Wie? Ihr wollt jetzt Glatz verlassen, Frau Rosen?" fragte der Hauptmann, und strich sich grimmig den rothen Schnurrbart.

„Familienverhältnisse machen diese Reise unvermeidlich," antwortete die Wittwe mit ruhiger Festigkeit.

„Das werdet Ihr anders anordnen müssen," polterte der Unhold. „Euere unvermeidlichste Pflicht ist,

hier zu bleiben und für die Bedürfnisse Euerer Einquartierung zu sorgen."

„Deßhalb seid unbekümmert, Herr Hauptmann," erwiderte die Wittwe „Auch in meiner Abwesenheit wird Euch gereicht werden, was Euch gebührt."

„So fahrt in's Kukuks Namen, wohin Ihr wollt," schrie der Hauptmann. „Aber Eure Tochter bleibt zurück, daß sie der Wirthschaft vorstehe, und ich in meiner alten Ordnung bleibe."

„Seid unbesorgt, Frau Rosen," tröstete Schwarz die Erschrockene mit kaltem Spotte. „Wenn Ihr nicht etwa auf den Befehl des Kommandanten von Glatz eine Gefangene in Euerm eigenen Hause seid, so wird Euch der Herr Hauptmann schon ziehen lassen, ohne Geißeln zu verlangen."

„Wie war das?" rief der Hauptmann gereizt, und betrachtete den jungen Mann von oben bis unten. Ruhig gab ihm dieser die messenden Blicke zurück, während die schöne Klementine sich angstvoll ihrer Mutter näherte.

„Ihr seid ein hübscher Bursche," sprach jetzt der Hauptmann mit hämischem Lächeln. „Gut gewachsen, stark, und das kecke Wesen läßt Euch überaus gut. Ihr müßtet einen tüchtigen Reiter abgeben Kommt her und thut mir Bescheid, auf die Gesundheit aller tapfern Feldherren!"

„Wir müssen erst bekannter werden, Herr Hauptmann, ehe wir mit einander trinken," erwiderte Schwarz, den dargebotenen Pokal höflich zurückweisend.

„Ihr wollt mich doch nicht verachten für meine gute Meinung?" schnaubte der Hauptmann.

„Trinkt!" flüsterte bittend Frau Rosen; um jeden Streit in dem befreundeten Hause zu vermeiden, ergriff er den Pokal und rief: „Gott sei mit der gerechten Sache, und verleihe seinen Feldherren baldigen Sieg, uns aber den lang entbehrten Frieden!".

„Bravo, Kamerad!" schrie der Hauptmann, als der Becher geleert war. „Es wird Euch nimmer gereuen, daß Ihr in schwedische Dienste getreten. Ich gebe Euch mein Wort, daß Ihr in einem Monat schon Korporal sein sollt."

„Wie meint Ihr das?" fragte Schwarz befremdet.

„Es ist mir nicht in den Sinn gekommen, schwedische Dienste zu nehmen.“

„Possen!“ rief der Bösewicht. „Ihr habt mit einem schwedischen Hauptmanne die Gesundheit aller Feldherren, also vorzüglich die unserer schwedischen siegreichen Anführer getrunken, und seid daher der Unsrige geworden.“

„Ist es möglich!“ rief Schwarz. „Solche Hinterlist gebraucht Ihr, einen Arglosen zu fangen?“

„Nicht raisonnirt, Bursche!“ drohte der Hauptmann. „Du hast eingewilligt unsern Fahnen zu folgen, und dabei muß es bleiben.“

„Ich bin ein Hohen Elber Bürger,“ sprach Schwarz, „Ihr habt kein Recht an mich.“

„Was Recht! Was Recht!“ lärmte der Hauptmann und stieß mit dem Schwert auf den Boden „Hier ist mein Recht, das durch ganz Europa gilt.“

„Ich warne Euch, Hauptmann,“ brauste jetzt Schwarz auf. „Hütet Euch vor einem Schritt, der Euch beschimpft, ohne zum Ziele zu führen.“

„Das wird sich zeigen!“ grinste der Hauptmann, ging nach der Thür, riß sie auf und schrie: „Ordonnanz!“

Ein riesiger Trabant kam die Treppe herauf geklirrt, schritt gebückt in's Gemach, richtete sich dann wie ein Mastbaum auf, und donnerte: „Hier!“

„Bring den Rekruten auf die Hauptwache,“ befahl der Hauptmann, „und übergib ihn von meinetwegen dem wachhabenden Offizier. Er wird noch diesen Abend die Uniform bekommen, und schwört morgen zur Fahne.“

Und der Riese trat zu Schwarz, zeigte auf die Thüre und kommandirte sehr patzig: „Marsch!“

Aber Schwarz schleuderte den Soldaten kräftig zurück, zog seine Brieftasche hervor und nahm einen besiegelten Bogen heraus, den er dem Hauptmann vor die Augen hielt. „Mein Patent als herzoglich bayerischer Hauptmann,“ zürnte er „schützt mich vor der Ehre unter Euch zu dienen. Morgen soll Euer Oberst es prüfen. Mir aber werdet Ihr auf der Stelle für die persönliche Beleidigung Genugthuung geben. Darum habt die Güte, mir vor das Thor zu folgen.“

Der Hauptmann, der, wie mancher Großsprecher, die Hasenohren unter der Löwenhaut verbarg, stand ver-

legen vor dem zürnenden Jünglinge, an dem er so unvermuthet seinen Mann gefunden. Dann winkte er der Ordonnanz zum Abmarsch. „Für heute ist es mir nicht möglich, Eure Einladung anzunehmen, aber morgen früh werden wir mehr über die Sache sprechen,“ sprach er mit stechender Höflichkeit zu Schwarz und verließ das Zimmer.

„Auf diese Weise werden wir wohl erst morgen Nachmittag abreisen können,“ sagte Schwarz ärgerlich. „Habt nur unterdeß die Güte, Frau Rosen, das Beste und Unentbehrlichste, was Ihr mitnehmen wollt, noch heute einzupacken.“

„Ach, das wäre vergebliche Mühe, lieber Herr!“ jammerte die Wittwe. „Der Hauptmann ist jetzt einmal böse; glaubt es mir, er läßt uns nicht ziehen, und wenn er uns die Pferde vor dem Wagen todtstechen müßte.“

„Es wird doch noch ein Herr über ihm zu finden sein,“ sprach Schwarz. „Tragt keine Sorge und packt fleißig ein. Morgen Mittag, Schlag Ein Uhr, fahre ich vor. Ich habe Eurer Frau Tochter versprochen, zum Neujahrabend in Hohen Elbe zu sein, und will Wort halten.“

Er wollte sich beurlauben, aber die Wittwe hielt ihn mit beiden Händen fest.

„Nun und nimmermehr,“ rief sie ängstlich „werde ich Euch fortlassen. Ich danke es dem Himmel, daß ich einmal männlichen Schutz in's Haus bekommen in dieser schlimmen Zeit, und vollends heute Nacht stürbe ich ja vor Angst, wenn ich mit dem Ungethüm allein unter einem Dache schlafen sollte, das einmal gereizt ist. Nein, Ihr bleibt bei uns. Meine Klementine soll Euch das kleine Gastzimmer anweisen, ich werde Euch einen Nachttrunk schicken.“

„Ich möchte Euch nicht gern beschwerlich fallen,“ wandte Schwarz ein, „zu einer Zeit, wo Euer Haus schon mit Gästen besetzt ist.“

„Leider ja, und noch dazu mit ungebetenen,“ seufzte die Wittwe. „Darum eben möchte ich auch gerne wieder einmal einen willkommenen Gast bewirthen, damit ich doch weiß, daß ich noch Frau vom Hause bin.“

Kaum hatte Schwarz am andern Tage sein Lager

verlassen, als er auch schon zu dem schwedischen Oberst, der die Stadt besetzt hielt, gerufen wurde. Sein Patent wie alle seine Papiere befanden sich in bester Ordnung, nur wollte der Oberst wissen, wie er, als herzoglich bayrischer Hauptmann, mit seiner Jugend nun als Kaufmann vor ihm stehe. „Ich blieb," erzählte Schwarz, „zu Oels in Schlesien schwer verwundet liegen. Dort fand mich ein menschenfreundlicher Kaufmann, der mich heilen ließ und nach Hohen Elbe mitnahm. Hier diene ich ihm, des Mordgeschäftes müde, seit zwei Jahren als Buchhalter. Unter diesen Umständen entscheide Eure Gerechtigkeit, ob ich als Kriegsgefangener zu betrachten bin."

„Oder Spion?" fragte der Oberst schneidend.

„Mein tadelfreier Paß liegt bei dem Stadtkommandanten," antwortete Schwarz.

„Was wollt Ihr hier?" fragte der Oberst weiter.

„Die Schwiegermutter meines Prinzipals und ihre Tochter nach Hohen Elbe holen."

„Beweis!" rief der Examinator.

„Hier ist der Brief, den Frau Rosen nach Hohen Elbe sandte, und den ich ihr als mein Beglaubigungsschreiben wieder zurückbringen mußte."

Der Oberst nahm das Schreiben, las und wandte sich zu seinem Hauptmanne. „Euer Bildniß hier," sprach er. „Nicht geschmeichelt, aber gut getroffen. Ihr wußtet diesen Zweck seiner Herkunft?"

Der Hauptmann stammelte einige unvernehmliche Töne. „Schämt Euch!" donnerte der Oberst. Der Hauptmann suchte sich durch neue Lügen und Anklagen zu entschuldigen. Aber Schwarz rief: „Häuft nicht neue Beleidigungen. Ihr wißt, daß Ihr mir noch Genugthuung schuldig seid für die gestrige. Ihr verspracht zwar, mich diesen Morgen zu befriedigen, aber Ihr habt es vorgezogen, mir durch falsche Anklage mit der Freiheit die Möglichkeit zu rauben, Euch zu züchtigen für den verübten Frevel!"

Der Oberst wandte sich zu dem Hauptmanne und fragte: „Was habt Ihr auf diese Beschuldigung zu sagen? — Gefordert und nicht gekommen!" rief er, als der Hauptmann verstummte, und seine Augen glühten.

„Meldet Euch auf der Schloßwache als Arrestant und sucht von da Euern Abschied nach. Ihr könnt ferner nicht mehr unter uns dienen!“

Schwarz bat nun, nachdem ihn der Oberst entlassen hatte, noch um einen Geleitsbrief für sich und die zwei ihm anvertrauten Frauen, der ihm gerne bewilligt wurde.

Zu Hohen Elbe saß am Neujahrsabend die Melnick'sche Familie um den hellerleuchteten, reich besetzten Tisch. Aber die schönen, fetten Karpfen wollten Niemanden recht munden; denn der Buchhalter, der Liebling Aller, fehlte noch immer, und Sorgen um ihre Lieben trübten den Blick der sanften Hausfrau.

„Ich hätte doch gedacht, Herr Moritz hielte besser Wort,“ rief der ungeduldige Franz, und schlug auf den leeren Stuhl neben sich, der des Rückkehrenden harrte. „Die Karpfen sind beinahe verzehrt, und er ist immer noch nicht da.“

„Er kömmt gewiß noch,“ tröstete Paul. „Das gebe Gott!“ seufzte die Hausfrau! und.... „Ein Wagen, ein Wagen!“ schrieen die horchenden Töchter und sprangen zum Fenster. „Es sind Vaters Braune!“ jauchzten sie; die beiden Knaben flogen auf, warfen mit Donnergepolter die Stühle um, und als gelte es eine Wette, welches von den vier Kindern zuerst den Hals brechen wollte, stürzten sie alle zugleich zur Thüre hinaus, die steile Treppe hinab.

„Willkommen in Hohen Elbe, Frau Mutter!“ rief fröhlich der Hausherr, der auch ans Fenster geeilt war, hinunter auf die Straße.

„Die Schwester kommt doch auch mit?“ fragte beängstigt Mathilde, und flog zur Thüre. Da kam schon der Kinderlärm die Treppe herauf, und Frau Rosen und Klementine eilten in die Arme der Entgegenkommenden. Die Pelzhauben und Mäntel ließen sie fallen, und Mutter und Schwestern lagen einander in den Armen.

Eben trat Schwarz herein, von den vier Kindern des Hauses umtobt.

„Also glücklich erlöst aus der Gefangenschaft?“ fragte Melnick, Alle auf's Innigste begrüßend.

„Nach großer Angst und Noth,“ antwortete Frau Rosen. „Hättet Ihr uns nicht einen so kecken Ritter

geschickt, so säßen wir wohl noch zu Glatz, und horchten den unausstehlichen Prahlereien des Unholdes."

„Doch, jetzt setzt Euch nur Alle zu Tische," rief Melnick, „und erzählt uns umständlich die Begebenheiten." Alle setzten sich um die Tafel, und wie schwärmende Bienen summten Erzählungen und Berichtigungen, Zwischenfragen und Antworten, Lob und Erstaunen, Furcht, Entsetzen und Gelächter um die fröhliche Tafelrunde, so daß an das Essen wenig gedacht wurde.

„Gott sei Dank, daß wir hier sind," schloß endlich Frau Rosen, und reichte den Becher voll Ungarwein dem Buchhalter zu, um mit ihm anzustoßen. „Mich freundlich zu bedanken!" sprach sie gerührt, und winkte Klementine ein Gleiches zu thun.

„Dankt mir nicht so viel, werthe Frau," bat der bescheidene junge Mann, „sonst habe ich meinen Lohn schon empfangen!"

„Wir sind heute so lustig," rief die kleine Bertha, Melnicks jüngstes Töchterlein. „Heute könntet Ihr immerhin die Lichter schwimmen lassen, liebe Mutter. Ihr seid es uns am Weihnachtsabend schuldig geblieben, wo es überhaupt gar trübselig herging bei uns."

„Ja, ja, Lichter schwimmen!" jauchzten die andern Kinder, in die Hände klaschend.

„So bringe die große zinnerne Suppenschüssel," sprach die Mutter, „aber gehe vernünftig um, und begieße Dich nicht."

Bertha eilte aus dem Gemache, die Geschwister holten bunte Wachsstöcke von ihrer Weihnachtsbescheerung herbei und begannen sie in viele kleine Stücke zu zerschneiden, während Klementine, Schwarz und Mechthilde, die ältere von Mathildens Kindern, angewiesen wurden, die wälschen Nüsse des Nachtisches in Hälften zu theilen, um die Kerne säuberlich herauszulösen, ohne die Schaalen zu verletzen.

Jetzt öffnete sich die Thüre, und die große Zinnschüssel, mit klarem Wasser gefüllt, in den Händen, trat Bertha wichtig herein, ging mit feierlichen Schritten an den Tisch, und setzte die Schüssel auf die Mitte desselben.

„Nun mit den Kerzen in die Schifflein," kommandirte Franz. „Wir haben genug fertig gemacht." Und

in jede Schaalenhälfte ward ein Lichtlein festgeklebt, daß es daraus hervorragte, wie aus einem Kahne der Mastbaum.

„Wer soll nun zuerst schwimmen," fragte Mechthilde, zwei Lichtschiffchen anzündend.

„Mutter und Vater!" riefen die drei Geschwister, und die Schaalen wurden in die Schüssel gesetzt, wo sie still fortbrennend neben einander fortschwammen auf der klaren Wasserfläche, bis sie am Schüsselrande landeten und dort ruhten. „Wir liegen schon im sichern Hafen vor Anker," scherzte Melnick, der geliebten Gattin die Hand reichend, „und im stillen Frieden des Hausglückes kümmern wir uns nicht um das unruhige Treiben auf offenem Meere."

„Ach, das gebe Gott, daß der Zeitsturm nicht auch bis in unsern sichern Hafen brause und unser Schiff losreiße von seinem festen Ankergrunde," rief von banger Ahnung ergriffen die treue Gattin.

Da sprudelte plötzlich das Licht in dem einen Schiffe mit lautem Gezische, flammte noch einmal auf und erlosch, von einem lang gezogenen, trübseligen „Oh!" der Kinder betrauert.

„Nun, wen bedeutet das von uns Beiden? Wem gehörte das Schiff?" fragte Mathilde lächelnd.

„Das ist nicht ausgemacht worden," rief Paul eifrig, „und darum gilt das ganze Orakel nicht."

„Mechthilde hat ungeschickter Weise beim Hineinsetzen den Kahn voll Wasser geschöpft," entschied Franz, der unterdeß die Sache gründlich untersucht hatte.

„Jedes Ding will seine Ursache haben," sagte Melnick, ernster, als der kleine Vorfall verdiente. „Aber gilt dieß Verlöschen einem von unsern beiden Lebenslichtern, so würde ich es doch als eine große Gnade des Himmels erkennen, wenn das meine zuerst verflammte."

„Rede doch nicht so," bat Mathilde zärtlich. „Du hast ja Kinder, denen mit dem Vater der Versorger stürbe. Die Mutter läßt sich leichter vermissen."

„Ei, was sind das für ernsthafte, tiefsinnige Redensarten zum fröhlichen Wiedersehen am Neujahrsabende?" schalt Frau Rosen. „Frisch, Ihr Kinder, spielt weiter und treibt es recht bunt und toll, damit wir auf andere Gedanken kommen."

Jetzt wurde die Freude der Kinder, die der großmütterliche Aufruf entzügelt, immer kecker und übermüthiger. Ohne Ziel und Zweck ward eine Menge Lichter in den Schüssel-Ocean gesetzt, und Aepfelschnitze und Brodkuchen flogen wie Bomben darunter, daß hie und da ein Schifflein untertauchte und seine Flamme zischend starb. „Basta!" rief endlich der Hausvater, als ihm der Unfug zu arg wurde, und schob den Sessel. Da folgte dem tollen Lärm eine ehrerbietige Stille. Gehorsam standen die Kinder auf, falteten ernsthaft die Hände, und Franz sprach das Nachtgebet mit anständiger Sammlung und Aufmerksamkeit.

Nun forderte die Hausfrau ihre lieben Gäste auf, sich zur Ruhe zu begeben und die Beschwerden des Tages zu verschlummern.

Da schlug die Mitternachtstunde, und das Geläute aller Glocken, und die Trompeten und Posaunen vom Rathhausthurme begrüßten das neue Jahr.

„Prosit Neujahr! Prosit Neujahr!" jubelten Kinder und Erwachsene einander zu. Dann wünschten sich Alle tausend Heil und Segen, und eine gute Nacht, und bald versanken Alle in einen ruhigen Schlummer, und das noch kaum so belebte Haus war ruhig und wie ausgestorben.

Drittes Capitel.

Unwillkommene Gäste.

Am Vormittage des 20. Februars des nämlichen Jahres regte sich ein recht freudiges Leben im Melnick'schen Hause. Flur und Treppen waren wohl gekehrt, mit schönem gelben Sand bestreut und mit Tannenreisern aufgeputzt. In der Küche knisterte und prasselte ein gewaltiges Feuer, an dem die Bratenwender schwirrten und die Töpfe und Kessel brodelten.

Mägde und Lehrjungen hatten alle Hände voll zu thun, und rannten geschäftig Trepp auf, Trepp ab. Doch woher diese Bewegung in dem sonst einfachen, ruhigen Hause? Es war heute der Hochzeittag der schönen Kle-

mentine mit dem neuen Compagnon der Melnick'schen Handlung, Herrn Moritz Schwarz.

Das glückliche Paar kehrte in Begleitung der Verwandten und Freunde so eben aus der Kirche zurück, wo ihr Bund von dem ehrwürdigen Pfarrer gesegnet worden war. In der Hausthüre trafen sie mit einem Rathsdiener zusammen, der Herrn Melnick eiligst auf das Rathhaus beschied. Bald kam er wieder zurück, aber er war ungewöhnlich blaß, und erwiderte die freundlichen Grüße der Anwesenden nur kurz.

„Um Gotteswillen, Schwager, was ist Euch widerfahren?" rief Moritz, der ihm in ein anderes Zimmer gefolgt war.

„Unser Horizont umzieht sich," erwiderte Melnick bekümmert. „Der Oberst Banner ist in die Stadt gekommen, und verlangt den Durchmarsch für sieben Fähnlein von seinen Truppen."

„Banner?" schrie Schwarz, und ward bleicher als sein Schwager und schlug entsetzt die Hände vor das Gesicht.

„Was kommt Euch an?" fragte Melnick erstaunt. „Kennt Ihr den Mann, den ich Euch genannt, von schlimmer Seite?"

„Aus meinen Kriegszügen," antwortete Schwarz, sich gewaltsam fassend. „Er ist ein guter Soldat, aber im Kriege von unerbittlicher Strenge."

„Was sollen wir thun?" sprach Melnick achselzuckend Der Stadtrath berief in der Eile einige der ersten Bürger auf das Rathhaus, um ihre Meinung zu hören, was dem Obersten geantwortet werden sollte. Wir haben es auch dem Herrn recht ehrlich gesagt, was wir von seinen Leuten halten. Da hat er sich vermessen und verschworen, wenn wir seinen Leuten nicht gutwillig Durchzug und kurze Erholung gönnen, es uns gewiß bitter gereuen würde, indem er sonst die Stadt im Sturme nehmen und plündern lassen werde. Was war da zu thun?"

Während dieser Rede erklang von Weitem ein Marsch von Trompeten und Zinken und Trommeln, und auf dem Markte erhob sich ein ängstliches Getümmel.

„Gott möge uns gnädig sein!" seufzte Schwarz, „ich ahne entsetzliche Dinge."

Näher und näher erscholl der kriegerische Marsch, und bald wehten die Fahnen der Feinde und blitzten ihre Büchsen und Hellebarden aus der Gasse hervor, und in streng geschlossenen Gliedern marschirten sie dem Markte zu. — „Halt! Gewehr beim Fuß!" ertönte jetzt der Hauptleute Kommandoruf, und die Büchsen und Hellebarden rasselten mit einem dumpfen Gekrache auf das Steinpflaster nieder, die Feldmusik schwieg, und ohne Laut und Bewegung standen die Soldaten unter ihren Waffen.

Leichenblaß stürzten jetzt Mathilde und Klementine in's Gemach. Ihnen folgte die ehrwürdige Mutter mit gefalteten Händen. Der größte Theil der Hochzeitgäste hatte sich bei dem Einmarsche der fremden Truppen nach den eigenen Behausungen begeben. Die Kinder schwärmten hinterdrein, wie gewöhnlich, an dem neuen Ereignisse lebhaften Antheil nehmend und voll Begierde, es näher zu beschauen.

„Feinde sind eingerückt?" fragten die drei Frauen wie aus einem Munde und schrieen laut auf, als ihnen Melnick statt der Antwort die lange dunkle Menschenwand auf dem Markte zeigte. „Das ist mein Ende!" stöhnte die Matrone und sank in einen Sessel; aber die Kinder eilten an's Fenster und ergötzten sich in ihrer harmlosen Unwissenheit gar herrlich an den bunten Soldaten und den Fahnen und blanken Spießen.

„Meine Lieben!" sprach jetzt Melnick gefaßt. „Das Jammern und Klagen kann zu nichts helfen. Laßt uns nur um Gotteswillen den Kopf nicht verlieren, denn das ist im Unglücke das größte Unglück. Ich gehe in das Comptoir, um dort in Sicherheit zu bringen, was ich in der Geschwindigkeit vermag. Du, liebe Mathilde, wirst für den schlimmsten Fall das Beste packen und in den Hinterkeller räumen. Ich sehe später schon selbst noch nach. Mutter und Schwägerin aber mögen unterdeß für die Einquartierung zurüsten. Als der wohlhabendste Kaufmann hier, habe ich auf ein vollgerütteltes Maß zu rechnen."

„Ein Glück, daß gerade die Mahlzeit fertig ist," seufzte Mathilde, indem sie im Schlüsselbunde nach dem Schlüssel zum Silberschranke suchte.

„Zur Hochzeitsfeier unserer guten Schwester bereitet!“ sagte Melnick bedauernd, und streichelte die kalte Wange der jungen Braut. „Armes Kind! dazu wird man uns wohl heute schwerlich Frist lassen.“

„Seht doch!“ rief Bertha vom Fenster her, „da treten ja die Hauptleute zusammen um einen großen, stattlichen Herrn, und der Rathsherr Neumann steht dabei mit entblößtem Haupte, eine Menge Zettel in beiden Händen haltend.“

„Der große Offizier ist der Oberst,“ belehrte sie Melnick, seufzend. „Sie theilen eben die Quartierzettel aus.“

„Mein Gott!“ schrie auf einmal Klementine, die unterdeß auch an das Fenster getreten war, und flog an das andere Ende des Gemaches.

„Was ist Dir Schwester?“ fragte Mathilde, mit zärtlicher Theilnahme zu ihr eilend.

„Es ist gleich vorüber,“ seufzte diese, die Hand auf das ängstlich schlagende Herz pressend. „Der eine Hauptmann schaute auf einmal so wild nach unserm Hause herüber; zwar sah ich das Gesicht nur einen Augenblick, halb vom Federhut beschattet, aber dennoch kam es mir so fürchterlich bekannt vor, daß ich laut aufschreien mußte. Ich war ein Kind. Verzeiht, daß ich Euch alle so unnöthig erschreckte. Wie könnte dieser Mann jetzt auf einmal hieher kommen? Ich war eine Thörin sogleich das Aergste zu denken.“

„Wen meinst Du denn eigentlich, meine Tochter?“ fragte die Wittwe gespannt, und eben wollte Klementine antworten, als Schwarz in's Gemach stürzte.

„Rettet Euch!“ schrie er fast außer sich. „Euer Verfolger, jener kassirte Hauptmann, hat nun unter Banner Dienste genommen, und den Quartierzettel ausdrücklich auf des Schwagers Haus verlangt. Zu welchen schändlichen Zwecken, liegt am Tage. Er kann jeden Augenblick hier sein.“

„Und dann sind wir alle verloren!“ jammerte die Mutter.

„Noch nicht,“ sprach mit kluger Besonnenheit Mathilde. „Hört meinen Vorschlag. Ewig können die Soldaten nicht hier stehen bleiben. Mutter und Schwester verbergen sich so lange in dem kleinen, trocknen Gewölbe

hinter dem letzten Keller, dessen Luftloch im Garten von der dicken Tannenhecke versteckt wird. Wir thürmen Kisten und Fässer vor die Thüre, und bringen Euch in jeder Nacht Lebensmittel und Trost hinab."

„Und dem Hauptmanne," fiel Moritz lebhaft ein, „sagen wir, daß Ihr schon heute Nacht aus Hohen Elbe entflohen seid, als Ihr die Ankunft feindlicher Truppen erfahren habt. Gott lohne Euch den glücklichen Einfall, Frau Mathilde!"

„Aber Du begleitest uns doch in unsern Zufluchtsort?" fragte Klementine die geliebte Schwester.

„Soll ich auch meinen Mann und meine Kinder mitbringen in das enge Gemach?" fragte diese lächelnd dagegen. „Oder könntest Du mir im Ernste zumuthen, das zu verlassen, was mir am theuersten ist auf dieser Erde? Auch wüßte ich nicht warum. Ihr habt Ursache Euch zu verbergen, weil Ihr einen bösen Menschen gereizt habt, der sich an Euch könnte rächen wollen. Mir droht nur das Loos, das die ganze Stadt zu erwarten hat, und das wird sich wohl mit Gottes Hilfe tragen lassen."

„Sie hat vollkommen Recht," entschied die Mutter.

„Mein herrliches Weib!" rief Melnick, die Gattin aus Freude über ihren getrosten Muth umarmend; doch Bertha am Fenster sprach: „Da kommt ein häßlicher, rothbärtiger Offizier gerade auf das Haus zu und ein ganzer Trupp Soldaten hinter ihm her."

„Nun ist aber auch wahrlich keine Zeit zu verlieren," sprach Moritz, Mutter und Tochter schnell mit sich fortziehend. „Auf Wiedersehen!" riefen die Frauen einander zu. „Gottes Engel mit Euch!" rief Melnick, und ging hinunter in das Haus, an dessen verschlossener Thüre die Einquartierung schon Sturm läutete.

Kurze Zeit darnach thronte in schrecklicher Majestät der grimmige Hauptmann an der schön geschmückten Tafel des Hochzeitsschmauses. Es gefiel ihm zur Zeit noch, sich ungemein huldreich zu erweisen; darum hatten die Melnick'schen Eheleute und ihre Kinder auf sein ausdrückliches Begehren an dem Tische Platz nehmen müssen. Aber das Gastrecht, das der Fremde so gütig an ihnen in ihrem eignen Hause übte, gereichte den Geladenen zu

keiner besonderen Ergötzung. Die Kinder hatten den heroischen Entschluß gefaßt, dem abscheulichen Rothbart zum Possen, nicht einen Bissen zu essen; düster schaute Melnick vor sich hin, während die treue Mathilde sich Gewalt anthat, das Gespräch, das sie mühsam auf die Bahn gebracht, im Gange zu erhalten, damit nicht etwa die Langweile den Unhold auf böse Gedanken bringe. Vier Soldaten hüteten die Thüre, und oben und unten im Hause erscholl der brüllende Gesang der wilden Gesellen, die sich in Melnicks edlen Weinen volltranken.

„Satt wären wir," sprach der Hauptmann, sich auf den Bauch schlagend, leerte den Pokal, und fragte dann mit einer tückischen Freundlichkeit: „Also Eure Frau Schwiegermutter ist schon in der vorigen Nacht von hier abgereist, Herr Melnick?" Und als dieser bejahte, fragte er weiter: „Und auch ihr Töchterlein, die junge Klementine, hat die gute Frau mitgenommen?"

„Allerdings!" stammelte Melnick, dem bei diesem Verhöre nicht allzu wohl zu Muthe wurde.

„Wunderlich!" sprach der Hauptmann, und hielt seinen Pokal der Hausfrau hin, ihn wieder vollzuschenken, „wie man sich doch irren kann! Als ich vor drei Stunden mit den andern Offizieren dort auf dem Markte stand, hätt' ich darauf schwören wollen, daß ich die kleine Klementine in diesem Hause am Fenster gesehen habe."

„Das bin ich wahrscheinlich gewesen, Herr Hauptmann," fiel rasch Mathilde ein. „Ihr müßt wahrgenommen haben, daß ich meiner Schwester sehr ähnlich sehe."

„Möglich!" sagte der Hauptmann, und lächelte noch häßlicher. „Zwar trugt Ihr damals ein rosenfarbenes Band im blonden Haare, und jetzt quellen braune Locken unter der schwarzen Sammthaube hervor. Das ist indeß nicht so gar seltsam. An den Putztischen der Frauen gehen oft noch ganz andere Verwandlungen vor."

Jetzt erhob sich draußen auf einmal ein mörderisches Geschrei. Melnick eilte hinaus, und kam bald mit seinem ältesten Comptoir-Diener zurück, dem das Blut aus einer tiefen Kopfwunde floß.

„Was gibts!" schnaubte der Hauptmann den Verwundeten an. „Wie mögt Ihr es wagen, mich bei der Tafel zu stören?"

„Mit Gunst, Herr Hauptmann!“ sprach getrost der Diener, „Euer Feldwebel hat mir alles Geld abgepreßt, das ich bei mir trug, und als ich ihm nichts mehr zu geben hatte, hieb er mit der Klinge mir über den Kopf. Das mußt' ich Euch doch klagen, auf daß Ihr Eure Maßregeln treffen mögt.“

„Du hast Dich nicht recht zu benehmen gewußt, mein Sohn,“ sprach der Hauptmann. „Wenn man gegen meine Leute höflich ist und ihnen Alles gibt, was sie haben wollen, so sind sie kindsfromm. Geh, laß Dich verbinden, und nimm Dich ein andermal besser in Acht.“

„Ist das die ganze Genugthuung für den erlittenen Frevel?“ fragte der Diener, gereizt durch den Schmerz der Wunde und empört durch die schnöde Antwort.

Da flammten des Hauptmanns Augen wie zwei gräßliche Meteore. „Genugthuung? Frevel? Wie magst Du solche Worte wagen, Du verdammter Krämersknecht?“ schrie er vom Sessel aufspringend. „Danke Gott, daß Dir mein Feldwebel nicht den Kopf gespalten, und packe Dich schnell von hinnen, wenn Du nicht willst, daß ich nachhole, was er versäumte.“ Er griff zum Degen, der Diener entsprang. Mathilde bat den Rasenden mit sanften Schmeichelworten, sich zu besänftigen; aber des Anstands letzte Fessel war einmal gesprengt, das Thier im Menschen war losgelassen, und wüthete nun, nur der Stimme des rohesten Triebes gehorchend. „Glaubt Ihr, Gesindel,“ brüllte der Unhold, „daß wir hier eingerückt sind, um Mannszucht zu halten und zahm zu erwarten, was Ihr uns zufließen lassen wollt aus guter Meinung? Nein, wir sind gekommen, uns gütlich zu thun, und bei Euch uns fest zu setzen, bis wir genug haben, und es bei Euch nichts mehr zu nehmen gibt!“

„Nein, Herr Hauptmann,“ rief Melnick mit männlichem Muthe. „Das war nicht die Bedingung, unter der wir Euch Rast gönnten in unserer Stadt, und aus Eures Obersten eigenem Munde habe ich eine andere Rede vernommen; ich gehe, ihn zu fragen, ob er sein Wort Lüge strafen wird.“

„Für's Erste geht Ihr als Arrestant auf Euer Zimmer,“ hohnlächelte der Hauptmann, „bis ich Euch habe richten lassen, für Eure rebellische Reden. Führt ihn

fort!“ herrschte er den Soldaten zu. „Sperrt ihn ein; bewacht ihn scharf, und wenn er Miene macht zu entspringen, so schießt ihn nieder.“

„Ewige Gerechtigkeit, richte und räche!“ rief Melnick zum Himmel, während ihn die Soldaten fortrissen. „Gnade!“ flehte die bestürzte Hausfrau, die Kniee des Hauptmanns umschlingend; aber dieser riß sich los, warf die Kinder, die sich schreiend um die Mutter drängten, zur Thüre hinaus, zog Mathilde an ein Fenster und sprach dort leise zu ihr: „Ihr seht, daß ich gut und böse sein kann, wie man mich haben will. Von Euch allein hängt es ab, wie ich mich ferner verhalten soll. Darum antwortet mir jetzt redlich und gewissenhaft: Wo ist Eure Schwester?“

„Abgereist in dieser Nacht,“ antwortete Mathilde mit ruhiger Fassung, „um den Gräueln zu entgehen, die uns bedrohen. Wohin? achte ich mich nicht verbunden, Euch zu sagen.“

„Schön!“ sprach der Hauptmann, grinsend wie der Tieger, wenn ihn sein Wärter bezwungen hat „Es ist mir lieb, wenn sich die Leute so gegen mich auslassen, daß ich gleich weiß, wie ich mit ihnen daran bin. Ich gehe jetzt zu meinem Obersten, und Ihr sollt bald wieder von mir hören.“

Er ging fort, und die Kinder stürzten wieder herein und umarmten mit lautem Jammer die Mutter. Mathilde sank nieder auf die Kniee und die Kinder mit ihr, aller Augen und Hände hoben sich himmelan, und mit blutendem Herzen und dennoch getrost betete die fromme Frau mit den Worten des königlichen Sängers: „Erbarme Dich meiner, o Gott, nach Deiner unendlichen Barmherzigkeit!“ Ein inniges Gebet strömte von den Lippen der bedrängten Gattin. Der Kinder ungestümer Schmerz zerschmolz in sanftes Weinen, und von Aller Lippen tönte endlich laut und hoffend das Amen.

Viertes Capitel.

Der Frevel.

In der Abenddämmerung saß, einige Tage später, Mathilde unter ihren Kindern, und mühete sich bei dem letzten Tagesscheine, ein Trostschreiben des gefangenen Gatten zu lesen, das dieser dem kleinen Paul aus dem Fenster zugeworfen. Da knarrte die Thüre leise und ein Mann kam hereingeschlichen.

„Erschreckt nicht," flüsterte er, als Alle zusammenfuhren. „Ich bin Schwarz und habe mich mit Mühe in das Haus geschlichen, um nach Euch zu sehen und Euch Trost zu bringen. Eure Mutter und Schwester, liebe Schwägerin, sind sicher geborgen, befinden sich wohl und lassen Euch freundlich grüßen. Um Euern Eheherrn mögt Ihr vor der Hand außer Sorgen sein. Ich weiß ihn lieber in der Haft als frei, wo er über so Manches leicht auffahren und nur das Uebel ärger machen könnte. Sollte es bedenklicher mit ihm werden, so bin ich ja immer in der Nähe."

„Gott helfe uns!" schluchzte Frau Mathilde, unter Ringen der Hände.

„Ich habe es bisher sorgfältig vermieden," fuhr Schwarz fort, „mit Eurem edlen Gaste zusammen zu treffen, weil ich befürchten muß, daß dann einer von uns auf dem Platze bleibt, und damit wäre Euch in jedem Falle wenig geholfen. Aber kommt hier das Aergste zum Bösen, so stoße ich den Wüthrich nieder und mache Euch Luft."

„Nein!" rief ängstlich bittend Mathilde, „keinen Mord um unser willen!"

„Das ist Männerwerk, theure Frau," sprach Schwarz. „Darein hat kein Weib etwas zu reden. Gut für mich und ihn, wenn es sich anders thun läßt. Doch nun auf Wiedersehen, Frau Schwägerin! ich kehre in meinen Schlupfwinkel zurück, aber ich bin Euch nie ferne, und freudig will ich, so es Noth thut, mein Leben setzen an das Heil Eures Hauses."

Er stürzte fort, und Frau Mathilde trat an das Fenster, in das eben der Mond mit hellem Lichte schien;

sie blickte zu ihm hinauf, und preßte die gefalteten Hände krampfhaft auf ihrer Brust zusammen und betete mit zitternder Stimme: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun. In Deiner väterlichen Hand liegt unser Aller Schicksal! O nimm diesen unmündigen Würmlein nicht den Vater, erhalte uns Mutter, Schwester und Bruder. In Deine heiligen Wunden lege ich das Wohl von uns Allen! Dein Wille geschehe mit uns, jetzt und in alle Ewigkeit. Heilige Mutter der Schmerzen, und Ihr heiligen Engel, bittet für uns Arme am Throne des Barmherzigen!" Schluchzend stimmten die Kindlein in der Mutter frommes Gebet mit ein, und bald fanden die betrübten Kleinen Trost im süßen Schlafe. Nicht so die arme Mutter, von deren Augen der erquickende Tröster der Betrübten floh. Schlaflos wälzte sie sich auf ihrem Lager, immer wieder ihrer Lieben gedenkend. Am andern Morgen saß sie in ihrem Schlafzimmer, ihren Säugling auf dem Schooß. Ihre Thränen rollten auf die rosigen Wangen des unschuldigen Kindes herab. Gleich den Küchlein, die sich unter die schützenden Flügel ihrer Mutter bergen, hatten sich die andern Kinder um sie gedrängt, und alle horchten, bebend und schweigend, auf den verworrenen Kriegslärm, der von der Straße heraufttönte.

Da klirrten Sporen, die Thüre ward aufgerissen, und der Hauptmann stürzte herein, von einigen Soldaten begleitet. „Jetzt bin ich im Klaren!" schrie er. „Ich habe Eure Küche unter scharfer Aufsicht gehalten. Ihr laßt mehr zurichten, als das Haus bedarf. Volle Schüsseln werden heimlich fortgetragen und kommen leer zurück. Darum sind Eure Angehörigen nicht abgereiset, sondern noch in der Stadt, vielleicht gar in diesem Hause verborgen, und meine Dienstpflicht erheischt, darauf zu bestehen, daß sie gleichfalls erscheinen."

„Ich habe Euch darauf nichts mehr zu antworten," erwiderte Mathilde entschlossen.

„Nicht?" knirschte der Hauptmann. „Ich will Euch zwingen, es mir zu gestehen, ich habe die Mittel dazu! In den Keller mit der jungen Brut!" donnerte er seinen Helfershelfern zu. Diese packten die vier Kinder und schleppten sie fort. „Meine Kinder!" schrie

Mathilde und wollte ihnen nachstürzen. Aber der Hauptmann riß das unglückliche Weib zurück.

„Der Sand der Gnadenuhr ist verronnen," rief er ihr in die Ohren, „und die Rache nahet. Eine Stunde geb' ich Euch Bedenkzeit, ob Ihr mir den Aufenthalt der Entflohenen anzeigen wollt, oder nicht! Bleibt Ihr auf Euerm starren Sinne, so will ich Euch am Empfindlichsten zu fassen wissen, und ich schwöre es Euch, bei allen Euern Heiligen, ich will das Herz finden."

„Bewahre mich vor Kleinmuth und Verzweiflung, mein Gott!" jammerte Mathilde, und sank, ihren kleinen Max fest an sich drückend, ohnmächtig zu Boden.

Als sie erwachte, saß sie im Sessel, das schlummernde Kind an der Brust, und vor ihr stand mit nassen Augen ein alter Franziskaner aus dem Klösterchen der Stadt, den sie mit irren Blicken anstarrte.

„Besänftigt Euer Gemüth, theure Frau," bat sie der Greis freundlich. „Ich meine es redlich und treu mit Euch, und habe gehört, wie übel es Euch ergeht, deßhalb bin ich gekommen Euch Trost zu bringen. Ich habe die liebevolle Pflege nicht vergessen, die ich in Eurem Hause gefunden habe, da ich vor sechs Jahren als wandernder Bruder von Prag hieher kam und kraftlos vor Eurer Thüre niederfiel. Ihr habt mich aufgenommen in Euer Haus und gepflegt; das werde ich Euch nie vergessen, und bis auf diesen Tag habe ich täglich gebetet, daß Gott Euch dafür segnen möge zeitlich und ewiglich."

„Gott lohne Euch Eure Liebe, mein ehrwürdiger Pater," sprach Mathilde mit schwacher Stimme.

„Gott gebe Euch Muth und Standhaftigkeit, das Schwere zu tragen, das Er Euch auferlegte! Verlasset Ihn nicht, der nur schlägt, um wieder aufzurichten, und bedenket, daß der Herr die heimsucht, die ihn lieben!" In dieser Weise sprach der fromme Pater noch einige Zeit mit der niedergeschlagenen Mathilde, und ihr Herz fing an, wieder einigen Muth zu schöpfen. Den mitleidigen Pater riefen seine Pflichten zu andern Bedrängten, die auch seines Trostes und liebevollen Zuspruches bedurften, denn Hilfe konnte er ihnen wohl nicht spenden.

Er verließ deßhalb Frau Mathilde mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen.

Noch schlummerte das Kind auf Mathildens Schooß. Da ward wieder die Thüre aufgerissen, und der Hauptmann trat herein, dießmal ohne Begleiter, und riegelte die Thür hinter sich zu.

„Die Gnadenfrist ist vorüber," sprach er mit teuflischer Ruhe. „Wollt Ihr bekennen?"

„Nein," antwortete sie, und sofort wachte das Kind auf ihrem Arme auf und weinte. „Armer Wurm," sprach sie zu ihm, und trug es dem Schlafzimmer zu.

„Wo wollt Ihr hin?" fragte der Hauptmann, und faßte ihren Arm, als wollte er ihn zermalmen durch den grimmigen Druck.

„Mein Kind zu Bette bringen," erwiderte Mathilde.

„Ihr werdet Euer Kind nicht zu Bette bringen!" schrie der Hauptmann, ihr den Knaben gewaltsam entreißend.

„Was wollt Ihr mit meinem Kinde thun? entsetzlicher Mann!" schrie Mathilde und stürzte auf ihn los. Aber er hatte das Kind schon in einem Winkel des Gemaches auf die Erde gelegt, packte nun die Hände der Mutter mit seinen Bärenfäusten und drückte sie gewaltsam auf einen Sessel nieder.

„Dort liegt Euer Kind," sprach er, „und hier sitzt Ihr, bis Ihr Euch zum Bekenntnisse entschließet!"

„Um Gotteswillen, laßt mich zu meinem Kinde!"

„Bekennet!" war des Grimmigen einzige Antwort, während er sie mit seinen Fäusten, wie mit eisernen Klammern fest hielt.

„Nein, Ihr seid kein Mensch", kreischte das unglückliche Weib mit stieren Blicken. „Der Satan hat sich durch Euch in menschliche Gestalt verlarvt!"

Heftige Krämpfe schlossen ihr den Mund, ihre Augen sanken zu, ihre Lippen wurden blau, und mit stillem Vergnügen lächelte der Hauptmann in das sterbende Mutterantlitz und horchte auf das Zetergeschrei des Kindes.

Da pochte es stark an der Thür. „Seid Ihr hier, Frau Mathilde?" fragte eine bekannte Stimme, über die der Hauptmann stutzte.

„Zurück!“ schrie draußen der Arkebusierer.

„Ihr antwortet nicht, und das Kind schreit?“ fragte wieder die bekannte Stimme mit wilder Angst, und kräftige Fußtritte donnerten an der Thür.

„Zurück!“ schrie nochmals die Schildwache. Sogleich aber hörte man draußen heftiges Ringen, und gleich darauf einen harten Fall vor der Thüre, die jetzt in Trümmern in's Gemach stürzte. Ueber den Arkebusierer, der am Boden winselte, schritt Moritz Schwarz mit bloßem Degen herein. Mit gezogener Klinge sprang ihm der Hauptmann entgegen, und taumelte erbleichend zurück, als er ihn erkannte.

Mit einem Blicke überschaute Schwarz den Frevel, der hier geübt worden, und seine Augen sprühten Zornesfunken gegen den Bösewicht.

„Reißt ihn von hinten nieder!“ schrie der Hauptmann seinen Soldaten zu, die jetzt in's Gemach drangen.

„Wütherich, da hast Du Deinen Lohn!“ rief Schwarz, und seine Klinge schmetterte herab; und mit einem gräßlichen Mordgeschrei stürzte der Hauptmann zu Boden, und Schwarz warf den blutigen Degen auf den Körper des Gerichteten.

„Ich bin Euer Gefangener,“ sprach er mit gebieterischer Würde zu den Soldaten, und hob das Kind vom Boden auf. „Ruft die Mägde, ihrer Frau beizuspringen, dann führt mich zu Eurem Obersten, dem ich wichtige Dinge zu offenbaren habe“

Ohne zu wissen, wie das zuging, gehorchten die rohen Kriegsknechte dem kühnen Jünglinge. Wehklagend stürzten die Mägde herein zu der geliebten Herrin und beschwichtigten das schreiende Kind. Noch einmal küßte Schwarz die bleiche Hand der verehrten Frau. Dann rief er seiner Umgebung im Kommando-Ton zu: „Jetzt fort!“ Und als führe er seine Untergebenen zu Kampf und Sieg, schritt er getrost und stolz mit ihnen von dannen.

Fünftes Capitel.

Der Vater.

Im Quartier des Obersten von Banner saßen einige Hauptleute am Tische, auf dem ganze Stöße Einquartierungszettel zwischen Flaschen und Bechern, und den Stulphandschuhen und Degen der Kriegsmänner lagen. An der Thür stand der Oberst Banner, dem eine Deputation der Hohen Elber Bürger mit zitternder Demuth klagte, daß sich seine Soldaten immer neue Gewaltthaten und unerhörte Gelderpressungen erlaubten. Sie bekamen nur schlechten Bescheid, und seufzend schlichen die armen Gedrückten hinaus. Der Oberst setzte sich zu den Andern, leerte einen Becher und lehnte sich mißmuthig in seinen Sessel zurück. Während dessen hatte ein Getümmel die Gesellschaft an die Fenster gelockt. „Wißt Ihr nicht, was der Lärm bedeutet?“ fragte Banner seinen eintretenden Adjutanten.

„Ein Buchhalter hat den Hauptmann Hurka in seinem Quartier erschlagen,“ antwortete dieser. „Die Wache bringt ihn so eben.“

„Der Hurka hat, scheint es, das Menschenquälen bei dem Satan selber gelernt,“ grollte der Oberst. „Und warum?“

„Man sagt,“ erwiderte der Adjutant, „der Hauptmann habe seiner Wirthin das jüngste Kind von der Brust gerissen und in einen Winkel geworfen, daß es verschmachte, um sie zum Geständnisse zu zwingen, wo sie ihre Schwester verborgen halte.“

Da schauderten die Männer alle. „Hier möchte wohl die Gnade eintreten, statt dem strengen Rechte,“ bemerkte einer der anwesenden Hauptleute.

„Laßt den Mörder heraufführen, ich will ihn sprechen,“ sprach Banner finster.

Der Adjutant ging und kehrte bald zurück. Ihm folgte Schwarz in Ketten, von Soldaten umringt.

Banner warf einen Blick auf ihn, fuhr zurück, und stammelte erschrocken: „Gott, welche fürchterliche Aehnlichkeit!“

Ruhig und gefaßt stand der junge Mann da, seine Augen fest auf den Oberst gerichtet.

Mühsam hatte sich dieser ermannt, und fragte jetzt: „Wißt Ihr, welches Urtheil das Kriegsrecht spricht über den Meuchelmörder eines schwedischen Hauptmannes?"

„Ich habe ihn nicht meuchlerisch getödtet," sagte Schwarz entschlossen. „Ich habe einen Bösewicht, der die heiligsten Gesetze der Natur mit Füßen trat, im Angesichte seiner Soldaten gerichtet, da mir jedes andere Mittel fehlte."

„Und diese Stimme!" sprach der Oberst zu sich, und dann zu Schwarz: „Selbsthilfe ist Aufruhr. Diese Ausflucht kann Euch nicht vor der Kugel retten."

„Wohl, so brecht den Stab über Euern Sohn!" rief Schwarz mit ausbrechendem Schmerze.

„Sohn?" riefen alle Anwesenden voll Erstaunen und Entsetzen, und Bauner fiel erschüttert in den Sessel zurück und seufzte: „Ich habe es geahnet."

Mit inniger Rührung schaute der Sohn auf den Vater, und seine Thränen flossen mild bei dem Anblick des gebeugten Greises. Endlich bog er seine Kniee vor ihm, streckte die Hände nach ihm aus und sprach: „Nach Euerm Rechte ist mein Haupt verfallen, das weiß ich. Darum gebt mir Euern Segen, und sprecht dann rasch das Todeswort, das dieß unruhige Herz zur ewigen Ruhe bringt."

„Moritz, Moritz!" jammerte der Greis. „Welch ein entsetzliches Wiedersehen nach fünfzehnjähriger Trennung. Böser Mensch! Warum kehrtest Du nicht in meine Vaterarme zurück?"

„Die unselige Glaubensspaltung, welche Deutschland zerfleischet," antwortete Schwarz, „riß auch die Kluft auf, zwischen Euch und mir. Ihr schicktet mich nach Deutschland, um da dem Studium obzuliegen. Ich unternahm nach Euerm Willen eine Reise nach Süddeutschland, und in Ingolstadt lernte ich den ehrwürdigen Pater Bernhard kennen, der mir die Augen öffnete."

„Und wo warst Du bis jetzt?" fragte der Oberst so ängstlich, als fürchte er das Aergste zu hören.

„In bayerischen Kriegsdiensten," antwortete Moritz. „Ich verließ dieselben vor zwei Jahren, als ich von

Eurer Ankunft auf deutschem Boden hörte; denn ich befürchtete, es könnte zu unnatürlichem Kampfe kommen zwischen Vater und Sohn. Hier im Schooße des stillen Bürgerlebens fand ich die ersehnte Ruhe."

„In bayerischen Diensten?" zürnte der Oberst. „Also kämpfend für die bittersten Feinde Deines Vaterlandes?" Der Schmerz überwältigte ihn. Endlich riß er sich gewaltsam aus dem Strudel der Gefühle, in die er versunken war. — „Was konnte Dich veranlassen," fragte er mit hartem, strengem Tone den Sohn, „zu dem unsinnigen Beginnen, einen Offizier zu ermorden, in einer Stadt, die von seinen Waffenbrüdern besetzt ist?"

„Ewige Schmach dem Manne," rief Moritz feurig, „der ein edles Weib, eine treue Mutter von einem Buben peinigen sieht, und nicht darein schlägt, ohne Sorge, was daraus werden kann!"

„Du sagtest vorhin," fuhr der Oberst fort, „Pater Bernhard führte Dich zum katholischen Glauben zurück, Du bist also Katholik geworden?"

„Ich scheue mich nicht," sagte Moritz mit bescheidener Entschlossenheit, „es Euch zu gestehen."

„Der Stoß saß im Herzen," stöhnte der Oberst, und sprach dann Fassung erkünstelnd: „Hoffentlich wirst Du jetzt bei Deinem Vater bleiben, und auch zu seiner Religion Dich bekennen. Das wäre der einzige Weg, Dein Leben zu retten, das der Gerechtigkeit verfallen ist."

„Ich sollte aus feiger Todesfurcht verläugnen, was ich für wahr halte?" fragte Moritz. „Nicht wahr, Vater, Ihr denkt nicht so klein von Euerm Sohne?"

Da brach die mühsam bekämpfte Wuth des wilden Kriegers. Er riß den Degen aus der Scheide, stürzte auf den Sohn los und schrie mit entsetzlicher Stimme: „Schwöre ab Deinen Aberglauben, oder Du stirbst von meinen Händen!"

„Ihr habt mir das Leben gegeben, mein Vater," sprach Moritz, „Ihr mögt es auch wieder nehmen. Ich bleibe fest bei der Wahrheit. Darum endet mit mir in Gottes Namen!"

„Du Gott Abrahams, verzeihe mir!" rief Banner mit rollenden Augen gen Himmel, und zückte den Degen. Aber die anwesenden Schweden, in denen das wilde

Schlachtgetümmel nicht alles menschliche Gefühl erstickt hatte, fielen ihm in den Arm.

„Kindesmord verdammt Gott!“ mahnte einer der Anwesenden.

„Bringt ihn in’s Gefängniß,“ befahl nun der Oberst der Wache. „Dort mag er sich bis morgen besinnen. Beharrt er auf seinem harten Kopfe, so werde ich Kriegsrecht halten lassen über den Mörder meines Hauptmannes.“

„Gott schenke Dir Licht und Frieden, armer Vater! Dann sehen wir dort oben uns wieder!“ rief Moritz im zärtlichsten Kindestone dem Obersten zu, der, durch den wüthenden Zorn erschöpft, mit der Ruhe des Wahnsinns vor sich hinstarrte; ohne noch ein Wort zu erwidern, stürzte er hinaus.

Sechstes Capitel.

Ein trauriges Ereigniß.

Gefoltert vom Schmerze über den Zorn des Vaters und von der Sorge um das Schicksal seiner Lieben, die er ferner nicht zu schützen vermochte, saß der arme Moritz im Delinquenten-Stübchen der Hauptwacht und schaute durch das enge Gitterfenster auf den beschneiten Markt. Es war eine stille, kalte Nacht, die Sterne funkelten mit doppelten Strahlen an dem klaren Himmel. Die Peiniger und die Gequälten waren endlich zur Ruhe gekommen und verschliefen ihren Frevel und ihre Leiden. Eben schlug die Mitternachtstunde mit hellen, scharfen Tönen vom Thurme Die Schildwachen riefen zur Ablösung, und die Hauptwacht wurde waffenlaut. Aber bald versank sie wieder in die vorige Ruhe, und Moritz, dem das wüste Spiel seiner Gedanken unerträglich wurde, legte sein müdes Haupt auf den Tisch und versuchte einzuschlummern. Da ward die Thüre leise aufgeschlossen und entriegelt. Ein schwedischer Korporal mit einer Blendlaterne trat ein, von zwei Soldaten begleitet. Er schloß die Fesseln des Gefangenen auf. „Folgt mir zum Oberst!“ gebot er sodann.

„So bin ich schon verurtheilt?“ fragte Moritz mit Bitterkeit. „Und heimlich in verborgener Nacht wollt Ihr mich tödten?“

„Stille!“ sprach der Korporal, und winkte zur Nachfolge.

„Mit Gott!“ rief Moritz, warf seinen Mantel um, und ging mit seinen Begleitern. Die ganze Mannschaft der Hauptwache schnarchte auf ihren Pritschen. Der Offizier war im wohlgeheizten Stübchen unter seinen Flaschen entschlummert, und selbst die Schildwache draußen nickte, auf ihre Hellebarde gelehnt. Doch ermunterte sie sich bei dem Schalle der Fußtritte der Kommenden, setzte dem Korporal die Hellebarde auf die Brust und rief: „Wer da?“

„Gut Freund!“ antwortete dieser trotzig, und flüsterte dem Soldaten das Losungswort zu.

„Passirt!“ sprach ruhig die Schildwache, und nahm den Spieß wieder bei Fuß.

Eilend gingen die Viere mit einander fort. Ein scharfer Windstoß pfiff jetzt über den Markt, eine Krähe, durch die Wanderer aufgescheucht, erhob sich mit schwerem Flügelschlage von ihrem Schneelager und flatterte mit lautem Gekrächze langsam davon. Da durchschauerte es Moritz wie Grabesfrost, er hüllte sich noch tiefer in seinen Mantel und schritt hinter dem vorangehenden Korporal fort, ohne sich um die beiden Soldaten zu bekümmern, die bald zurück blieben und dann, schnell um die Ecke einer Straße einbiegend, verschwanden.

„Bis hierher,“ sprach plötzlich der Korporal und wendete sich zu Moritz. Dieser, aus seinen Todesgedanken aufgeschreckt, sah sich erstaunt um. Er stand auf dem Pfarrkirchhofe, mitten unter Gräbern.

„So soll ich wohl hier gleich begraben werden?“ fragte er, den Mantel abwerfend. „Dann zeigt mir nur, wo ich hinknieen muß, und zielt gut.“

„Knieen sollt Ihr, mein edler Junker,“ rief der Korporal mit freudiger Rührung, „und Gott danken für Eure Rettung, sobald Ihr in Sicherheit seid, aber vom Todtschießen ist hier nicht die Rede. Ihr seid frei!“

„Frei?“ rief Moritz und vermißte erst jetzt die beiden Soldaten.

„Kennt Ihr denn wirklich Euern alten Lars nicht mehr?" fragte der Korporal bewegt, und ließ den Brennpunkt der Blendlaterne auf sein Gesicht fallen, unter dessen Runzeln Moritz bald die bekannten Züge wieder fand.

„Du alter Getreuer!" rief Moritz, den Greis mit dankbarer Liebe umarmend. „So sorgsam hast Du einst den Knaben gehütet vor den kleinen Gefahren der Jugend, und wirst jetzt der Lebensretter des Mannes. Doch darf ich auch die Freiheit annehmen, die Du mir bietest?" fügte er bedenklich hinzu. „Nach dem Kriegsrecht hast Du den Kopf verwirkt. Ehe ich Dich der Gefahr Preis gebe, der Du mich entrissen, kehre ich lieber in meinen Kerker zurück."

„Seid unbekümmert," antwortete der Korporal. „Die beiden Soldaten, die mich begleiteten, desertiren noch in dieser Nacht. Mich glaubt Ihr Herr Vater bereits über alle Berge. Ich habe schon meinen Abschied in der Tasche. Ich bin zu alt, um noch länger zu dienen. Mit Thoraufschluß verlasse ich die Stadt, und kehre in meine liebe Heimath, zu meinen Kindern zurück. Wollt Ihr mich begleiten, so will ich Euch andere Kleider reichen und Euch für meinen Sohn ausgeben."

„Nein, mein alter Freund," sagte Moritz. „An diese Mauern bin ich mit starken Ketten gebunden. Sie umschließen, was mir auf Erden das Theuerste ist, und ich muß hier bleiben, wachen und schirmen, bis mir die Rettung gelingt, oder ich untergehe in meinem Berufe!

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich," sprach der Korporal. „Uebrigens wird man Euch auch nicht gar zu ernstlich verfolgen, da der Herr Hauptmann Hurka keineswegs todt ist."

„Wie, Hurka lebt?" fragte Moritz mit einer Mischung von Freude und Verdruß.

„Das Unkraut ist schwerer auszurotten, als die guten Pflanzen," spöttelte der Alte. „Euer Hieb war wohl recht gut gemeint. Er hatte das doppelte Eisenkreuz im Helme gespalten, ist aber nicht sonderlich tief eingedrungen in den Schelmenschädel, und die lange Ohnmacht, in der man den Herrn für todt hielt, war nur die Folge der Betäubung."

„Ha, wie wird dieser boshafte Mensch wieder wüthen!“ rief Moritz mit zorniger Angst.

„Deßhalb seid unbesorgt,“ tröstete der Alte. „Für's erste liegt er noch hart und fest darnieder, und Euer Herr Vater hat ihm ein Machtwort sagen lassen, womit er vor der Hand zufrieden sein kann. Auch ist der Kaufmann Melnick wieder aus seiner Haft entlassen worden, sammt den armen Kindern.“

„Wie steht es aber mit seiner Frau?“ fragte Moritz traurig.

„Ja, die wird nun übermorgen begraben werden,“ antwortete zögernd der Alte.

„Ewiger Gott!“ schrie Moritz im wildesten Schmerze. „Das Laster gerettet und die Tugend im Grabe; soll ich da an Deine Vorsehung und Gerechtigkeit glauben?“

„Ja, mein Sohn, das soll man!“ sagte eine milde, strafende Stimme hinter ihm. Es war der ehrwürdige Pfarrer, der eben aus der Kirche trat, in der er nächtlicher Weile sein Gebet verrichtet hatte, zu dem ihm während des Tages wenig Zeit übrig blieb. Er fuhr fort zu reden: „Glauben soll man an die lenkende Vaterhand, nicht bloß im Sonnenschein vor den geernteten Garben, auch im Ungewitter vor der verhagelten Saat; denn sonst ist es nicht der rechte Glaube. Beherziget den Satz, er ist mir ein freundliches Licht gewesen auf dem langen Lebenswege, und wird mir hell und lieblich hinunterleuchten in die Gruft!“

Er lud Moritz ein, während der kurzen Zeit der Nacht noch in seinem Hause der Ruhe zu pflegen, was dieser dankbar annahm.

Der alte Korporal schickte sich nun auch an, seinen Weg weiter fortzusetzen. „Nun lebt wohl, mein lieber Junker,“ sagte er. „Der Morgenwind weht schon über die Gräber, und ich habe noch allerlei zu rüsten zur Reise. Lebt wohl und gedenkt meiner in Liebe. Sollten wir uns nicht mehr sehen auf dieser Erde, so gebe Gott, daß wir uns einst dort wiederfinden!“ Damit schüttelte er ihm noch einmal treuherzig die Hand, und schritt rüstig über die Gräber weg, zum Kirchhofe hinaus.

Der Begräbnißabend dämmerte heran. Auf dem Kirchhofe hatte sich eine Menge Volk versammelt, das

hohläugig, mit bleichen Gesichtern, in düsteres Schweigen versunken, der Ankunft des Leichenbegängnisses harrte. Am offenen Grabe standen die beiden Todtengräber, auf ihre Spaten gelehnt, und sahen einander mit überfließenden Augen an.

„Jetzt kommt der Zug. Nun, haltet um Gotteswillen Fassung," sprach ein junger Kapuziner, dessen Gesicht fast ganz von der Kapuze verdeckt ward, zu einer alten Bäuerin und einem jungen, zarten Bauernknaben, die in Thränen zerflossen, und drängte sich mit ihnen auf einen Grabhügel in der Nähe des offenen Grabes. Ein schwedischer Soldat, der sich auch im Getümmel eingefunden, maß, über diese Worte befremdet, das Kleeblatt mit Luchsblicken, und drängte sich in seine Nähe.

Jetzt tönte der Sänger klagender Gesang. Hoch schwebten das Kruzifix, die Fahnen und Laternen dem Kirchhofe zu, und langsam zog die Doppelreihe der Schulkinder nach dem Grabe. Hinter ihnen kam die Geistlichkeit im Trauerornate, mit gesenkten Häuptern. Jetzt kam der schwarze Sarg auf den Schultern seiner Träger hereingeschwankt, bei seinem Anblicke brach die ganze Versammlung in ein lautes Schluchzen aus, und die Bauernfrau und der junge Mensch auf dem Hügel, vergebens von dem Mönche ermahnt, rangen trostlos die Hände. Hinter dem Sarge ging der Wittwer, bleich und thränenlos. An jeder Hand hielt er eine seiner Töchter, die wieder ihre Brüder führten. Eine Magd trug den kleinen Max nach, der mit seinem blühenden Engelgesichtchen in das Menschengetümmel hineinlachte, und durch seine glückliche Unwissenheit die Herzen der Menge fast noch tiefer rührte, als der Anblick des Vaters und der Geschwister, die mit vollem Bewußtsein ihres Verlustes ihr Liebstes zu Grabe begleiteten. Hinter diesen folgten die Comptoirbediensteten und das Gesinde des Hauses, laut in ihre Tücher weinend. Eine unabsehbare Reihe von Bürgern und Frauen schloß den Zug, ihre Thränen und Seufzer, die den Werth der Entschlummerten bezeugten, feierten die Grabsenkung besser als das dumpfe Glockengeläute und die schwermüthige Trauermusik.

Jetzt hielt der Sarg am Grabe. Die Träger set-

ten ihn nieder und hoben den Deckel ab, und ein lautes Jammergeschrei erfüllte die Luft bei dem Anblick der Dulderin. Der Kuß des Todesengels hatte die Schmerzen der letzten Stunde von ihrem Antlitz weggehaucht. Mit sanft geschlossenen Augen und freundlichem Lächeln lag sie da, als schlummre sie.

Mit äußerer Ruhe schritt der Wittwer zum Sarge hin, faßte die gefalteten Hände der Leiche und sagte leise: „Lebe wohl! Du Getreue. Hoffentlich sehen wir uns bald wieder!" und trat still zurück.

Schreiend stürzten die Kinder zum Sarge, aber der ehrwürdige Pfarrer gebot der Dienerschaft, sie zurückzuhalten, trat an den Sarg, winkte der Versammlung Stille zu, und sprach dann mit kräftiger Stimme: „„Vater vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun!"" „Diese Worte Christi, mit denen er für seine Verfolger betete, waren die letzten, welche ich von der edlen Dulderin hörte, deren irdische Hülle wir jetzt zur Erde bestatten. Sie fiel als Opfer einer edlen Nächstenliebe; um die Theuren nicht zu verrathen, stellte sie sich der Rohheit und ungezähmten Leidenschaft eines Unmenschen entgegen, und unterlag den zu heftig auf sie einbrechenden Stürmen. Mein Zorn war entbrannt über den Ruchlosen, da rief mir die Verewigte dieß göttliche Gebet unseres Heilandes in das Herz zurück, und ich bete ihr nach: „„Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht was sie thun!"" Und so sollst auch Du fortan beten, andächtige Gemeinde. Die Menschen, die uns jetzt quälen und drängen durch göttliche Zulassung, sind wilde Kriegsgesellen, die glauben im Rechte zu sein, wenn sie sich auf unsere Kosten bereichern."

„Duldet die Leiden, die der Herr noch über Euch verhängen wird zu Eurem Heile, ergeben und ohne Groll und Haß gegen die Werkzeuge, deren sich der Himmel dazu bedient, und sucht so den Blutzeugen und Heiligen unserer heiligen Kirche, und unserer nun in Gott ruhenden Schwester ähnlich zu werden. Sie war eine treue Gattin und Mutter, eine liebende Tochter und Schwester, und die zahlreichen Thränen, die ich aus den Augen so Vieler fließen sehe, die ihr nicht durch die Bande des Blutes verbunden waren, sprechen nur zu laut, daß sie

Allen eine hilfreiche, theilnehmende Mitschwester, den Armen und Nothleidenden aber eine freudige Wohlthäterin war. Sie hat jetzt ihren Lauf vollendet, und ist gewiß an einem Orte, von dem sie liebreich auf unsern Jammer hernieder blickt. Trocknet Eure Thränen, trostloser Wittwer, jammernde Kinder, freuet Euch auf ein fröhliches Wiedersehen im glücklichen Jenseits, und sprechet aus vollem Herzen mit dem frommen Job: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gepriesen in Ewigkeit. Amen."

Er trat vom Sarge. Der gebeugte Gatte und nach ihm die trauernden Kinder, besprengten die theuern Reste noch mit dem Weihwasser. Der Deckel ward darauf gehoben und festgenagelt, und unter den lauten Gebeten der versammelten Menge wurde der Sarg an den Tüchern in die dunkle Tiefe hinabgesenkt, und die nächsten Schollen rollten ihm nach mit dumpfem Gepolter.

Darauf warfen, nach der alten frommen Sitte, zum letzten Lebewohl der Wittwer und die Waisen drei Hände voll Erde auf den Sarg hinunter, und dann ging der arme Mann still fort, thränenlos, wie er gekommen war, während die Kinder in lautem Weinen Erleichterung und Trost fanden.

Alle Zuschauer drängten sich nun um das Grab, der theuern Verblichenen die letzte Ehre zu erweisen, und aus hundert Händen flog die Erde hinab auf den Sarg. Auch der junge Kapuziner brach sich mit Gewalt Bahn durch die Menge zum Grabe, und als er die Erde hinabgeworfen, und das Grab mit Weihwasser besprengt hatte, ergriff er hastig die Hand der Bäuerin und des jungen Menschen; mit dem Ausrufe: „Jetzt fort, die Augenblicke sind kostbar!" zog er sie mit sich fort.

„Weßhalb mögen wohl dem Mönche die Augenblicke so kostbar sein?" fragte sich der horchende Schwede, und als er eine Weile nachgesonnen, rief er plötzlich: „Das mag der Hauptmann ergrübeln!" und rannte vom Kirchhofe.

Siebentes Capitel.

Die Flucht.

In einem niedrigen Stübchen im Städtchen Friedland lag einige Tage später die alte Frau Rosen auf dem Krankenbette, auf welches sie die Nachwehen der langen Kellerhaft, die Anstrengung der raschen Flucht, vor Allem der Schmerz über den Verlust der theuern Tochter, geworfen. Die Besitzerin des Hauses, eine Weberswittwe, vormals Magd bei ihr, der sie die Gründung ihres Hausstandes dankte, stand mit der Arzneiflasche und dem Löffel in der Hand, mit einem Gesichte voll theilnehmenden Kummers au dem Bette, vor dem Moritz und die weinende Klementine saßen.

„Beruhigt Euch, meine Kinder," sprach freundlich die Matrone. „Ich werde dieses Leiden gewiß überstehen. Ach, der Mensch kann unsäglich viel erdulden, ehe der Lebensfaden reißt! Auch fühle ich mich heute schon bei weitem besser als gestern, ich hoffe, Euch noch recht lange zu schaffen zu machen."

„Das gebe Gott!" schluchzte Klementine, sank vor dem Bette auf die Kniee, und bedeckte die Hand der theuern Mutter mit Küssen und Thränen.

Da trat Joseph, der Sohn der Hauswirthin, mit Hut und Wanderstab in's Stübchen, grüßte still und traurig, und begann sein Bündel auszupacken.

„Schon von Hohen Elbe zurück?" fragte Moritz. „Wie steht es dort?"

„Noch immer sehr übel, Herr," antwortete der Gefragte. „Die Soldaten hausen fort, daß es einen Stein in der Erde erbarmen möchte, Ihr könnt Euch glücklich preisen, daß Ihr hier seid."

„Habt Ihr meinen Schwager gesprochen?" fragte Klementine ernstlich.

„Noch gestern Abend," antwortete er, „und ihm Alles ausgerichtet und abgegeben. Er hält sich noch so nothdürftig auf den Beinen, damit die Wirthschaft nicht vollends zu Grunde geht. Dieß Brieflein und diesen Sack mit Geld hat er mir mitgegeben an Euch, und läßt Euch alle freundlich grüßen."

Moritz nahm den Brief, erbrach ihn und las: „Das „Wüthen währet fort, und ich danke dem Himmel, daß „ich Euch vor der Hand geborgen weiß. In der Nacht „nach dem Begräbnisse meiner seligen Mathilde hielten „die Soldaten scharfe Haussuchung bei mir, sogar das „bewußte Hintergewölbe blieb nicht verschont. Der Haupt„mann ist schon wieder auf den Beinen, und hat sich „heute, da er zum Erstenmale das Bett verlassen, noch „mit verbundenem Kopfe zu dem Obersten führen lassen. „Wie ich vernommen, hat ihn dieser anfänglich gar hart „angefahren. Dann aber haben sie wohl zwei Stunden „mit einander bei verschlossenen Thüren geredet. Was „dort wieder gekocht worden, sei Gott anheim gestellt. „Als der Hauptmann zurück kam, stand ich vor meiner „Schreibstube, er grüßte mich auf eine so gräulich freund„liche Art, daß es mir kalt über den Rücken lief. So „eben höre ich, daß ein Fähnlein Kriegsknechte Befehl „hat, morgen mit Tagesanbruch aufzusitzen. Aber wo„hin der Zug gehen soll, wird verborgen gehalten. Gott „sei den armen Leuten gnädig, wo die einfallen! — Ich „schicke Euch, was ich gerade entbehren kann, und bitte „Euch, schreibt mir nicht wieder und sendet mir keinen „Boten, bis ich Euch melde, daß Ihr es sicher thun „könnt. Meine Gäste halten mich allzu scharf im Auge, „und ich bin noch genug in Angst um Eures Schreibens „willen, das ich verlegt, weil mich einer von der Ein„quartierung beim Lesen störte. Doch hoffe ich es noch „zu finden. Gott schütze Euch und mich!"

Eine Todtenstille herrschte im Gemach, als Moritz zu Ende gelesen, und keines getraute sich, die neuen Besorgnisse, die es daraus geschöpft, dem andern mitzutheilen.

„Das ist ein schlimmer Brief," unterbrach Moritz das ängstliche Schweigen, „und ich fange an zu fürchten, daß wir auch hier nicht sicher sind. Wären wir nach Breslau geflüchtet, wie ich rieth! Dort ist noch Alles ruhig, und in der großen Stadt hätte man uns weniger aufgespürt, als anderswo!"

Da erhob sich auf einmal in dem stillen Städtchen ein unruhiges Getümmel. Menschen rannten und riefen auf der Straße durch einander. Moritz schaute sich mit

wilden Blicken um, und ging nach dem Fenster, in dem sein Degen lehnte.

„Schaut aus, was es draußen gibt," sagte er dann zu Joseph, „und bringt uns bald Antwort."

Joseph ging, seine Mutter klagte: „Es ist gewiß irgend ein Unglück geschehen, denn die Leute rennen und schreien, als ob irgendwo ein Feuer aufgegangen wäre, oder der Feind vor den Thoren stünde."

„Schütze uns, Moritz!" flehte Klementine.

„So lange ich lebe!" antwortete er, und schnallte den Degen um.

„Rettet Euch! die Schweden kommen," schrie Joseph, ins Gemach stürzend, und ein Schrei des Entsetzens entfloh dem Munde der Frauen.

„Ein blinder Lärm," rief Moritz kräftig dazwischen, „Ihr habt nicht recht gehört."

„So eben," betheuerte Joseph, „hat mir's ein Ackerbürger von hier gesagt, der mit seinem Gespann in Waldenburg war, zur Lieferung. Wie er abfahren wollte, ist ein Fähnlein schwedischer Kriegsknechte eingeritten. Sie sind abgesessen, um zu frühstücken, er hat es aus eines Reiters eigenem Munde, daß der Zug hierher geht. Da ist er gleich fortgefahren, was die Pferde laufen konnten, um es hier anzusagen."

„Da haben wir wenigstens eine Stunde voraus vor ihnen," sprach Moritz, und zu der Kranken gewendet: „Fühlt Ihr Euch stark genug aufzubrechen, so will ich sogleich ein Fuhrwerk bestellen, das uns an einen sichern Ort bringt."

„Nein, mein Sohn," sprach wehmüthig lächelnd die Matrone. „Für diesesmal muß ich schon hier bleiben und erwarten, was Gott über mich beschließt. Ich würde Euch nur hindern auf Eurer Flucht, und Ihr würdet am Ende doch nur eine Leiche in Euer Asyl bringen."

„Und ich weiche nicht von Eurer Seite!" jammerte die treue Klementine, die Mutter mit liebender Angst umschlingend.

„Das wäre Thorheit, mein Kind," sagte die Mutter ernstlich, „und ein gar kindischer Beweis Deiner Liebe. Auf Dich und Deinen Gatten ist es abgesehen bei unseren Verfolgern. Um mich alte Frau werden sie sich

wenig kümmern. Ich bin als eine Bäuerin hier eingewandert, und so kann mich unsere Wirthin recht gut für eine Garnsammlerin ausgeben, die in ihrem Hause plötzlich erkrankt ist. Aber Euer Aeußeres läßt sich nicht so leicht auf gleiche Weise verbergen, und darum müßt Ihr fort, noch in diesem Augenblicke."

„Nimmermehr!" rief Klementine, und rang die Hände.

„Ich will es so," sprach entscheidend die Mutter. „Will meine Klementine ihre kranke Mutter durch Ungehorsam betrüben, mich erst verrathen durch ihre Gegenwart, da ich sonst gewiß unentdeckt geblieben wäre? Soll Dein Gatte, Frau und Mutter gegen die Uebermacht vertheidigend, fallen vor Deinen Augen?"

„Ich gehorche!" seufzte Klementine, packte ein Bündel Wäsche zusammen und zog den Pelz an.

„Bei Allem was mir heilig ist," sprach die Wirthin, „Ihr laßt Eure Frau Mutter in guten Händen zurück."

„Das habe ich wahrgenommen bei dem Eintritt in dieses Haus, und darum scheide ich getrost," sagte Moritz, und trat mit der trostlosen jungen Frau vor der Mutter Bette.

Die Matrone schloß mit heitern Blicken die Hände der jungen Leute in die ihrigen. „Seid Eins für hier und dort!" Dieß mein Segen bei unserer Trennung! Und nun gebiete ich Euch rasch fortzugehen, ohne ein Abschiedswort, das mich nur erschüttert und Euch einige Augenblicke von Eurer unschätzbaren Zeit raubt."

Noch einmal wollte Klementine reden, aber strenge wies die Mutter nach der Thür, und Moritz zog die Betrübte mit sich fort.

Es war schon finstre Nacht, als Moritz und Klementine an einem einsamen Gasthause vom Wagen stiegen. „Hier seid Ihr für's Erste in Sicherheit," sprach der Fuhrmann, der sie von Friedland hieher gebracht hatte, und pochte an die Thür. „Die Wirthsleute sind gute, mitleidige Menschen."

„Wer kommt noch so spät?" fragte ein altes, braunes Mütterchen, die Thüre öffnend und die Hand vor den flackernden Hofzspahn haltend.

„Ein junges Ehepaar, Mutter Thekla," antwortete

der Fuhrmann, „das vor den Schweden flüchten mußte. Nehmet die Leutchen freundlich auf und pflegt sie gut. Ihr verdient Gotteslohn damit!“

„Das ist unsre Schuldigkeit,“ sprach die Frau. „Nur herein, Ihr armen Leutchen!“

„Lebt wohl!“ sprach der Fuhrmann zu Moritz. „Ich will noch diese Nacht zurückfahren, daß Weib und Kinder nicht zu lange allein bleiben dürfen mit der Einquartierung.“

„Und daß Ihr nicht in Ungelegenheit kommt, weil Ihr uns gefahren habt,“ sagte Moritz, ihm ein paar Thaler über den bedungenen Lohn in die Hand drückend.

„Ich lade im Walde eine Fuder Holz, komme damit morgen früh wohlgemuth in Friedland eingefahren, und kein Mensch wird mich nach der Herfracht fragen,“ erwiderte lachend der Fuhrmann. „Und nun, Gott befohlen!“

Er stieg auf seinen Wagen, der gleich fortklapperte, Moritz führte seine Klementine in die Schenkstube. Zu ihrer Freude war sie von Gästen ziemlich leer. Nur in einem Winkel schnarchten drei Männer und vier große Hunde auf der Streu, und am Tische neben dem eisgrauen Wirth saß ein großer, starkknochiger Mann in böhmischer Bauerntracht beim Trunke. Zwar kamen Moritz der Säbel, den der späte Gast trug, und das große Messer im Gurte bedenklich vor, aber die ehrlichen Züge und ein stiller Gram in dem braunen, hagern Gesichte flößten ihm wieder Vertrauen ein. Moritz setzte sich grüßend an den Tisch und ließ sich eine Flasche Wein geben, während Klementine mit der Wirthin die Abendmahlzeit und das Nachtlager besprach.

„Ihr seid, wie ich gehört, auf der Flucht vor den Schweden, mein Herr?“ fragte ihn der Fremde im tiefsten Basse und blitzte ihn dabei mit den wilden, schwarzen Augen mißtrauisch an.

„Zu einer Lustfahrt wäre Zeit und Witterung übel gewählt,“ antwortete Schwarz verdrießlich.

„Gewiß aus Reichenbach oder Hohen Elbe?“ fragte der Mann weiter, „denn da sollen sie gerade böse hausen.“

„Ihr fragt mich zu viel!“ rief Moritz unwillig „Von fremden Leuten hör' ich das nicht gern.“

„Das Fragen ist meines Amtes, mein junges Herrlein," donnerte der Mann, „denn ich bin ein Hauptmann der schwedischen Nachhut, der Befehl hat, die Grenze zu streifen, damit uns nicht zu viele Flüchtlinge entkommen."

Und während er das sagte, sprangen die vier Hunde auf und stellten sich knurrend vor Moritz, und die drei Männer erhoben sich mit halbem Leibe von der Streu und schauten aus den braunen Gesichtern mit funkelnden Augen nach dem Tische hin, die blanken Büchsen blitzten in ihren Fäusten. Moritz sprang auf und zog den Degen.

„Steckt ein!" rief jetzt der Mann mit verändertem Tone und ergriff den Becher. „Das wollte ich nur sehen, um meiner Sache gewiß zu sein. Setzt Euch zu uns und thut mir guten Bescheid, auf des Kaisers Majestät, dessen getreuer Diener ich bin!"

„Gott verleihe seinen Waffen den Sieg!" rief Moritz mit erleichtertem Herzen, stieß mit dem Böhmen an und leerte den Becher, und die Schützen und Hunde streckten sich wieder auf ihre Streu nieder.

„Nehmt's nicht für ungut, daß ich Euch geprüft," sprach der Böhme, „aber die jetzige Zeit lehrt Einem aufpassen und zu allerlei Mitteln greifen. Ihr konntet ja auch ein Spion der Schweden sein. Nachdem wir aber jetzt zu einander ein Herz gefaßt haben, so muß ich offenherzig mit Euch reden. Ihr seid auch hier noch nicht sicher. Für meinen alten Freund hier stehe ich Euch zwar, aber die Feinde streifen auch wohl herüber bis zu uns, wenn sie gerade ein edles Wild auf der Fährte haben, und Ihr seht mir ganz so aus, als ob Ihr zu ihrer hohen Jagd gehörtet. Darum will ich Euch, so es beliebt, mit Eurem Weiblein an einen Ort führen, wo Ihr ruhig wohnen könnt, hinter den ewigen Wällen, die der Herr selbst gebaut hat zum Schutz der verfolgten Unschuld."

„In diesem Gesichte ist kein Falsch! Ich nehme Euer Erbieten mit Dank an," antwortete Moritz.

„Allzu zierlich werdet Ihr es freilich nicht bei uns finden," sagte der Böhme; „und besonders die zarte Frau wird ein solches Quartier wohl nicht gewohnt sein,

aber die Noth lehrt nicht blos beten, auch entbehren, der Mensch vermag mit gar Wenigem auszureichen."

„Deßhalb seid unbesorgt," sprach Klementine, die sich unterdeß neben Moritz gesetzt hatte. „Ein sicheres Obdach ist Alles, was wir wünschen."

„So eßt Eure Suppe," sprach der Böhme, „und legt Euch dann bald schlafen, damit Ihr morgen mit Tagesanbruch desto munterer sein möget. Ich habe mich mit meinem Nachtschlafe seit lange überworfen und werde den Euern treu bewachen. Mit Sonnenaufgang gehen wir in die Steine."

Moritz schlief noch sanft und süß, da pochte es schon an die Thüre, des Böhmen Stimme rief: „Steht auf, Herr, die Hähne haben schon gekräht, wir müssen fort!" Da sprang Moritz auf, und weckte Klementine Schnell waren sie zur Weiterreise gerüstet; mit herzlichem Danke schieden sie von ihren ehrlichen Wirthsleuten und traten aus dem Hause. Ein dicker Morgennebel verhüllte Alles, und im Osten ging, wie eine dunkel blutrothe Kugel, die Sonne auf.

„Harren wir noch ein wenig, bis die Sonne den Nebel bezwungen hat," sagte der Böhme, „damit sich die junge Frau in den Steinen nicht die Füße verletze, und am Ende zur Weiterreise unfähig werde."

Sie standen harrend eine Weile, von dem kalten Morgenwind durchschauert. Da gerieth der Nebel vor ihnen in eine wallende Bewegung, wie ein wogendes Meer, dunkle Wolken bildeten sich in ihm, die sich zur Erde senkten und dort einzuwurzeln schienen. Unterdeß war die Sonne höher gestiegen, das Wogen des Nebelmeeres nahm zu, und plötzlich fuhr ein gewaltiger Windstoß hinein, zerriß den unermeßlichen Vorhang, drückte ihn zugleich nieder, und vom hellsten Sonnenschein bestrahlt, lag ein Naturgemälde vor Moritzens erstaunten Blicken, eben so wunderbar als herrlich. Die dunklen Wolken, die sich zur Erde niedergesenkt, hatten riesenhaften, grauen Felsenmassen Platz gemacht, die gleich zahllosen Palästen, Kirchen und hohen Thürmen in den klaren, blauen Himmel emporsteigend, das ungeheure Amphitheater einer Riesenstadt bildeten. Sanft gerundete Schneekuppeln, von der Morgensonne mit Rosenpurpur

angehaucht, von tausend Diamanten glitzernd, schmückten die Gipfel dieser Prachtgebäude der Natur; das unsterbliche Grün der Fichten und Tannen, die hier und da in den Felsenspalten schwankten, mischte dem majestätischen Anblick etwas Freundliches bei.

„Groß ist der Herr in seinen Werken!" rief Moritz entzückt.

Klementine stand eine Weile, wie geblendet. „Wie kommt die große, sonderbare Stadt hieher?" fragte sie erstaunt. „Aber es ist wohl keine Stadt?"

„Doch," erwiderte lachend der Böhme. „Wir nennen sie auch Felsenstadt, und theilen sie in Stadt und Vorstadt ein. Eigentlich aber heißt es hier in den Adersbacher Steinen."

„Und da hinein sollen wir gehen?" fragte Klementine ängstlich.

„Es wird sich nicht anders thun lassen," antwortete Moritz freundlich. „Uebrigens sorge nicht, Du siehest, daß ich ruhig bin, was ich nicht sein könnte, wenn ich Gefahr für Dich ahnte."

„Ach, wenn Ihr die Gefahr ahnet, Ihr eisernen Männer," schalt die junge Frau, „dann ist sie gewöhnlich schon vorhanden, und es ist zu spät, sich davor zu fürchten."

„Gehe voran, Loteck," gebot der Böhme einem seiner Begleiter. „Mache uns ein wenig Bahn, wo der Schnee gar zu tief liegt; melde es dem Hochwürdigen, daß ich Gäste bringe, und zünde in unserm Quartiere ein gutes Feuer an, daß sich die Frau durchwärmen kann, wenn wir an Ort und Stelle kommen."

Loteck warf die Büchse auf den Rücken, pfiff seinem Hunde, griff mit gewaltigen Schritten aus und war bald zwischen den Steinen verschwunden.

„Und jetzt, wenn es Euch gefällt, wollen wir auch machen, daß wir in Sicherheit kommen, die Sonne steht schon ziemlich hoch," sagte der Böhme.

Moritz unterstützte Klementine, und von dem Böhmen geführt, von seinen Begleitern geschlossen, von den spürenden Hunden umkreiset, ging der Zug munter in die Steine hinein.

„Sie sind aber doch entsetzlich hoch," sagte Klementine, mit Bangen an den grauen Felsen hinaufsehend.

„Das kommt Euch nur so vor," rief der Böhme zurück. „Das sind Kleinigkeiten. Wir sind auch erst in der Vorstadt. In der Stadt gibt es noch Steine, die der Rede werth sind."

„Das sei dem Himmel geklagt!" seufzte Klementine und wanderte still weiter, bis sie an einen freien Platz kamen. Hier ragte einsam und schauerlich, ein einzelner ungeheurer, grauer Felsenkegel in die Höhe, die breite Basis in die Wolken streckend und mit der Spitze in einem kleinen See von rothem Eise ruhend.

„Biegen wir aus," bat Klementine. „Dieser Felsen muß im nächsten Augenblick umstürzen."

„Sorget doch nicht," lachte der Böhme. „Das ist der Zuckerhut, der wohl schon seit der Sündfluth so auf dem Kopfe steht, und gewiß noch so stehen wird, wenn wir Beide längst begraben sind."

Sie wanderten immer weiter, bis der Zug endlich vor einem rieselnden Bergquell hielt. Jenseits lag ein breites Felsenstück. Mit einem großen Sprunge setzte der Böhme über den Bach, kletterte hinter dem Felsenstücke herum, ein Räderwerk schnurrte, die gewaltige Masse schob sich langsam auf die Seite und zeigte eine enge, niedrige Felsenpforte.

„Hier geht es also hinein?" fragte Klementine wieder so kläglich, daß die Böhmen sämmtlich gar herzlich lachten. Auch Moritz lachte, sprang muthig über den Bach und half Klementinen herüber. Jetzt standen sie alle in der engen Pforte; das Räderwerk schnurrte wieder, die Felsenthür schob sich wieder vor, tiefe Dunkelheit umgab sie.

„Hier ist es sehr finster!" rief Klementine.

„Wir kommen bald wieder an's Licht," tröstete der Führer und schritt voran, die Andern folgten, und so gingen sie fort auf einem engen Pfade, mit schwankenden Brettern belegt, zwischen schwarzgrauen, himmelhohen, senkrecht aufsteigenden Felswänden, zwischen denen man kaum den klaren Himmel erblicken konnte; unter den Brettern, auf denen sie gingen, rauschten die unterirdischen Fluthen mit mächtigem Schalle.

„Wenn es auf diesem Wege noch lange so fort geht, so sterbe ich vor Angst," flüsterte Klementine.

„Wir sind am Ziele!" rief der Böhme, und trat in den hellen Sonnenschein hinaus. Ihm folgte das junge Paar, es befand sich in einem engen Felsenthale, welches ringsum die hohen beschneiten Steinthürme überragten, und es abschnitten von der übrigen Welt. Ein Silberbrünnlein, aus einer Felsspalte quellend, rieselte durch das Thal und verlor sich dann wieder in den Steinen. Zehn Hütten von rohen Stämmen erbaut, bargen die friedlichen Bewohner des kleinen Thales. Kerzengerade wirbelte aus einer der Hütten das bestellte Feuer seinen Rauch in den klaren Himmel empor; Loteck stand vor derselben. Aus der stattlichsten der Hütten aber trat ein alter, ehrwürdiger Mann im langen schwarzen Priesterrocke.

„Willkommen, Ihr Flüchtlinge!" sprach er feierlich. „Willkommen! In meiner Hütte ist genug Raum für Euch. Ihr habt durch Gottes Gnade hier eine Zufluchtsstätte gefunden, in der Ihr weilen könnt so lange Ihr wollt; denn bis hieher reichen die Stürme nicht, die jetzt diese unglücklichen Länder durchtoben."

Moritz und Klementine dankten herzlich für das gastfreie Erbieten, das sie nicht zu mißbrauchen versprachen, und begaben sich in die gastliche Hütte, um nach dem langen und anstrengenden Marsche einige Stunden der Ruhe zu pflegen.

Achtes Capitel.

Warnung und Strafe.

Einige Tage waren vorüber gegangen, seit die Flüchtlinge in dem Felsenthale Zuflucht gefunden hatten, Klementine sehnte sich nach dem Freien. Sie sprach deßhalb zu Moritz: „Der Morgen ist so schön, im Thale hier ist es so enge, und die hohen Felsenmassen wollen mir das Herz zerdrücken. Laß uns doch im Freien ein wenig lustwandeln."

„Wagt Euch aber nicht allzu weit weg, meine Kin-

der!" warnte ihr freundlicher Wirth. „Mein alter Körper ist ein gar getreuer und wahrhafter Wetterprophet, er sagt mir, daß wir heute noch ein tüchtiges Unwetter bekommen werden. Die toben hier in den Steinen weit ärger als in der Ebene, und dann suchen alle Kreaturen gern ein Obdach."

„Wir wollen zeitig wieder hier sein," versprach Klementine, und eilte an Moritzens Arm fort.

„Merkt Euch den Fleck wohl, wo der Eingang zu uns ist," sprach einer der Bewohner des Thales, der Pförtnerdienste verrichtete, und ihnen die äußere Felsenpforte öffnete, „auf daß Ihr ihn wieder findet. Die Felsengassen sind einander gar ähnlich, lasset Ihr Euch einmal verwirren, so könnt Ihr Tage lang herumirren in den Steinen."

„Unbesorgt!" erwiderte Moritz. „Es würde einem Soldaten übel anstehen, wenn er sich nicht schnell in die Oertlichkeit jeder Gegend finden könnte." Er sah sich die höchsten Kulmen rings genau an, prägte sich ihre Lage zu einander in sein Gedächtniß, betrachtete dann auch das große Felsstück und die andern herumliegenden Steinblöcke, und so gerüstet ging er mit seiner jungen Frau in den heitern, frischen Morgen hinein, der ihnen unter Trostgesprächen wie ein Augenblick entschwand.

Als sie um eine Felsecke bogen, stand ihr Führer vor ihnen, der sie vor einigen Tagen hieher gebracht hatte. „Waget Euch nicht mehr zu weit fort," sprach er warnend, „es ist ein tüchtiges Sturmwetter im Anzuge."

„Bei dem heitern Himmel? unmöglich!" rief Klementine.

„Da kennt Ihr die Tücken der Berggeister nicht," sagte der Böhme. „In einem Augenblick Sonnenschein, im zweiten Donner und Blitz. Das ist so Sitte bei ihnen Ihr würdet wohl thun, wenn Ihr bei Zeiten unser Thal suchtet."

Er ging vorüber und war bald aus ihren Augen.

„Wir wollen ihm folgen," meinte Moritz.

„Nur noch ein Viertelstündchen," bat Klementine. „Dann wollen wir rasch umkehren."

Moritz gab nach, sie wandelten immer weiter vorwärts, bis sie dahin kamen, wo sich die Steine geräu-

miger ausbreiteten und hier und da durch die Lücken der Ebene sich eine glänzende Winterlandschaft zeigte.

„Ach wie viel schöner ist es hier, als in dem ängstlichen Thale!" rief Klementine, mit kindlicher Freude die Hände zusammenschlagend.

Da zuckte Moritz plötzlich zusammen und horchte. „Hörtest Du nichts?" fragte er Klementinen. „Mir kam es vor, wie fernes Blasen."

Klementine horchte auch und sprach: „Ja, mir klingt es wie Trompetengeschmetter."

„Das können die Trompeten unserer Verfolger sein!" rief Moritz. „Darum eilig zurück in unsere sichere Felsenburg."

Und rasch wandte er sich nun mit Klementine; sie mehr tragend als führend, eilte er mit ihr auf dem Pfade zurück, den sie gekommen waren. Sie waren noch nicht weit gegangen, da blies ihnen auf einmal ein kalter, scharfer Wind entgegen, und der Schnee, den er von den Felsgipfeln auf sie warf, hüllte sie in eine weiße, flimmernde Wolke.

„O weh, Moritz, ich sehe nichts mehr," klagte Klementine.

„Es geht mir selbst nicht besser," sagte Moritz, und tappte mit ihr nach der Richtung hin, die er nehmen zu müssen glaubte. Aber immer schärfer blies der Wind und wurde bald zum Sturme, der schwarzgraue Wolkengebirge zusammenballte und mit seinen mächtigen Flügeln die Felsen peitschte, daß ganze Lawinen auf die armen Wanderer herabstäubten. Und immer wilder sauste es in der Luft und pfiff und heulte in wunderlich gräßlichen Tönen zwischen den Steinen; dabei rollte es leise, wie fernes Donnergertöse, und hie und da zuckte es, wie ein gelber Schein in den dunklen Wolken, die sich schon ganz tief hinuntergesenkt hatten zwischen die Felsmassen. In diesem Kampfe der Elemente waren dem suchenden Moritz natürlich alle Gipfel und andere Merkmale verschwunden; er rief endlich ungeduldig: „Ich habe den Rückweg verfehlt! O, daß ich schwach genug war, Dir den Willen zu thun!"

„Schelte nicht, lieber Moritz," bat Klementine de-

müthig, „ich will ja gerne alles Ungemach dulden, leid' ich es doch mit Dir!“

„Das ist's ja eben was mich quält,“ sprach Moritz. „Wär' ich allein, ich würde genießen, statt zu zittern, denn die Natur dünkt mich in ihrem Zorne gerade am schönsten, und ich habe schon manchem wilden Wetter die Stirne bieten müssen. Aber die Sorge um Dich peinigt mich. Wenn Du erkranktest von dem tollen Unwesen, ich wäre trostlos, denn ich hätte nur meine eigene Unbesonnenheit anzuklagen.“

Jetzt setzte ein starker Blitz und Donnerschlag es außer Zweifel, daß sich ein Gewitter mit dem Sturme vereine, und rings donnerte der Wiederhall in den Felsen nach.

„Ein Donnerwetter im Winter!“ rief Klementine bebend. „Das ist ja doppelt entsetzlich.“

„Wer weiß, wo dieß Wetter Segen bringt, das hier in den alten Steinen nicht viel Unheil anrichten kann,“ tröstete Moritz, ohne sich selber an dem Trostgrunde sonderlich zu laben; sie schritten immer auf Gerathewohl weiter fort in den Steinen.

„Dem Himmel sei Dank! Ich höre Menschenstimmen,“ jauchzte Klementine. „Das sind gewiß unsere Freunde, die uns aufsuchen.“ Einem Rehe gleich flog sie die Anhöhe hinan, daß Moritz ihr kaum folgen konnte.

Da kam ihnen allerdings von der andern Seite ein Haufen Leute entgegen. Es war der Oberst Banner, der elende Hurka, den Federhut auf dem verbundenen Kopfe, und ein Trupp schwedischer Soldaten, die sogleich ihre Büchsen auf das Paar anschlugen.

„Steht!“ brüllte Banner, den Sohn schon von weitem erkennend, durch Sturm und Donner zu ihnen herüber. „Steht, oder ich lasse Feuer geben auf Euch!“

„Vater, frevelt nicht!“ rief Moritz verzweifelnd, und trat mit gezogener Klinge vor seine Frau, die in die Kniee gesunken war. „Gott schirmt die Unschuld und richtet gerecht! Hört, wie er Euch warnt mit der Stimme seines Donners!“

Da erhob der Hauptmann ein schallendes Hohngelächter.

„Greift den Rebellen und sein Weib,“ schrie wü-

thend der Oberst, und der Hauptmann, des Befehles froh, winkte den Soldaten, ihm zu folgen, und rannte, auf seine Uebermacht trotzend, mit hochgeschwungenem Schwerte voran. Ihm nach riß der rasende Zorn den Obersten, die Soldaten folgten.

„Gott, schütze mich vor Vatermord!" rief Moritz gen Himmel und ging mit gezücktem Schwerte dem Haufen entgegen.

Da umleuchtete sie plötzlich ein blendend heller, blauweißer Schein. Ein betäubender Donnerschlag krachte zugleich, und mit ihm sauste vom höchsten Gipfel herab ein ungeheures Felsstück und schlug in den Boden, daß er zitterte, wie von einem Erdbeben; ein kurzer, gellender Schrei ward gehört, und bewußtlos stürzten Verfolger und Verfolgte auf ihr Angesicht nieder.

Als Moritz wieder zu sich kam, suchte sein erster Blick die arme Klementine. Sie lag eine Strecke rückwärts in tiefer Ohnmacht. Er eilte zu ihr und hielt ihr Schnee an die Schläfe, und suchte sie durch Reiben zu erwärmen. Endlich schlug sie die Augen auf.

„Du lebst, mein Moritz!" rief sie mit Innigkeit, und faltete dankbar die Hände. „Der Herr ist bei uns vorübergegangen im Wetter, aber er war uns gnädig!"

„Fromme Frau!" sprach der Oberst, der, auf einen Soldaten gelehnt, gleich einem Sterbenden hinter dem Paare stand. „Fromme junge Frau, so darfst Du sprechen aus Deinem reinen Herzen, aber der Sünder muß an seine Brust schlagen nnd rufen: „Der Herr ist gerecht und hat gerecht gerichtet in seinem Zorne!" Doch auch seine Gnade darf ich preisen, denn er hat nur den unverbesserlichen Bösewicht gestraft, und den Verblendeten gewarnt mit der Stimme seines Donners, und ihm noch eine Spanne Zeit gelassen für Reue und Buße. Ich will sie nützen, diese Frist. Vergib mir, mein Sohn. Ich habe es verlernt, Mensch und Vater zu sein, aber ich will es wieder werden am Rande meines Lebens!"

„Eure Sprache erquickt mich, mein Vater," sprach Moritz, und drückte die väterliche Hand an seine Lippen. Jetzt kam ihm aber plötzlich der Unmensch in den Sinn, der den Vater hieher gelockt und gehetzt zum Frevel,

und er raffte den Degen vom Boden auf, und seine Blicke suchten sprühend den Hauptmann.

„Er ist nicht weit, den Du suchst," sprach Banner leise und heimlich zu ihm. „Nur still, daß es Deine Frau nicht wahrnimmt, es könnte sie zu sehr erschüttern."

Und er führte mit zitternder Hand den Sohn zu dem ungeheuren Felsklumpen, der, noch rauchend von dem Feuer des Himmels, im Wege lag. Und schauernd erblickte Moritz, unter der Steinmasse hervorragend, ein entblößtes Schwert, noch festgehalten von einer erstarrten Faust. Des Hauptmanns Federhut lag daneben, und ein Bächlein Blut rann unter dem Steine hervor und färbte den Schnee roth.

„Siehe, wie Gott gerichtet hat, und rufe seine Gnade an für Deinen Vater," sagte Banner mit brechender Stimme, und sank an die Brust des Sohnes.

Drei Monate später saß Frau Rosen im Stübchen der Weberswittwe zu Friedland. Eine sanfte Heiterkeit strahlte auf dem Gesichte der Genesenden Ihr zu beiden Seiten saßen Moritz und Klementine, jedes eine Hand der Mutter haltend, und ihrer Genesung sich freuend. Da erhob sich draußen ein mächtiges Hufgestampfe, und vier stattliche Pferde trabten heran mit dem Wagen des Obersten Banner und hielten vor dem Hause. Aus dem Wagen stieg der Kaufmann Melnick, noch bleich und hager von der schweren Vergangenheit, und trat in's Gemach. Und wie sich gute Herzen nur noch inniger an einander schließen nach gemeinsam überstandenen Leiden, so umarmten sich die Geliebten alle mit doppeltem Feuer, manche Thräne floß der Erinnerung.

„Wie steht es in unserm guten Hohen Elbe?" fragte jetzt die Matrone.

„Noch schlimm genug," antwortete Melnick. „Doch bei Weitem nicht mehr so arg, als da Ihr uns verließet. Zwar nimmt das Zahlen kein Ende, aber viele Truppen sind abgezogen; es liegen jetzt nur noch zwei Fähnlein in der Stadt. Kurz, ich muß es dem Obersten nachrühmen, daß er in neuester Zeit gethan hat

was er vermochte, unsere Last zu erleichtern, selbst mit eigener Gefahr."

„Das lohne ihm der Herr," sprach Frau Rosen, „und lösche dafür manche böse Stunde aus seinem Schuldbuche."

„Jetzt komme ich als sein Gesandter," fuhr Melnick fort; „beauftragt, Euch insgesammt abzuholen in das Wirthshaus bei den Steinen von Adersbach, wo er ein Familienfest feiern will."

„Dort?" fragte Moritz erstaunt. „Das hat etwas Großes zu bedeuten, und gewiß etwas Freudiges!"

„Er thut sehr geheim mit seinem Plane," sagte Melnick. „Ich vermuthe wohl allerlei, darf aber nichts verrathen; er will auch, daß Ihr hochgeschmückt sein sollt an diesem Tage, wozu ich Euch Alles mitbringe."

Und Melnick ging hinaus und kehrte mit einem Packete zurück, das er der jungen Frau übergab. Klementine hüpfte damit zur Mutter, um, vereint mit ihr, den neuen Putz zu betrachten. Es war ein herrliches Seidenkleid und ein kostbarer Diamantschmuck.

Bald hielten die Pferde mit dem Wagen schnaubend und brausend vor dem Wirthshause zu Adersbach, das mit grünem Laube festlich geziert war. In der Thür stand mit frohem Gesichte der Oberst und breitete die Arme nach dem Wagen aus. Moritz hob Klementinen, Melnick Frau Rosen heraus. Zu dieser trat Banner und ergriff ihre Hand. „Ihr habt viel verloren durch uns," sprach er beklommen; „könnt Ihr verzeihen?"

„Verdiente ich sonst wohl eine Christin zu heißen?" antwortete die Matrone freundlich.

„Gott lohne es Euch!" sagte der Oberst, und führte sie in das Haus, in dessen großer, mit Blumen geschmückter Schenkstube einige Staabsoffiziere der schwedischen und einige der kaiserlichen Armee versammelt waren. Moritz und Klementine folgten ihnen.

„Alles ist bereit!" sprach eintretend der alte Wirth, und riß die Thür weit auf.

„Gib Deiner Klementine den Arm, lieber Sohn, und folge diesem Manne," sagte der Oberst. Erstaunt sahen sich die Beiden an, und folgten dem Gebote. Hinter ihnen ging Frau Rosen, von dem Obersten und Melnick geführt. Die Offiziere folgten.

Der Zug ging gerade in die Steine hinein, und endlich leuchtete ihnen, prächtig von der Abendsonne bestrahlt, das verhängnißvolle Felsstück entgegen, aber in anderer, freundlicherer Gestalt. Es war auf beiden Seiten mit Laubhecken umgeben, mit Blumenkränzen geschmückt, und auf der glatten Vorderseite war ein Medaillon ausgehauen. Darin standen die Worte: Hier strafte Gottes Blitz und warnte. Darunter Monattag und Jahrzahl. Vor dem Felsklumpen stand der alte Priester aus dem Felsthale, und zu beiden Seiten Melnicks Kinder, Blumenketten haltend.

Hier erklärte nun der Oberst feierlich, daß Moritz sein lang vermißter Sohn, und Klementine Rosen, seine angetraute Gattin, nun Gräfin von Banner sei. Die anwesenden Offiziere und der alte Priester unterzeichneten die Trauungsurkunde, die damals von Moritz noch gerettet worden war, als sie von den Schweden so ungeahnt überfallen wurden.

Ein heiteres Mahl im Wirthshause zu Adersbach ersetzte den vor vier Monaten auf so traurige Weise unterbrochenen Hochzeitsschmaus.

Seit langen Jahren ist das schützende Felsenthal nicht mehr zu finden. Nur das Felsstück, das der Blitzstrahl herab warf vom hohen Gipfel, liegt noch, ein ernster Denkstein, mitten im Wege, und das eingehauene Medaillon ist noch deutlich darauf zu erkennen. Aber Zeit und Wetter haben die Inschrift verlöscht, und der Führer, der den Neugierigen den Weg zeigt durch die Felsengassen, weiß nur von einem Reisenden zu erzählen, der die Lust, in den Steinen ein Gewitter zu schauen, mit dem Schrecken gebüßt, den ihm der herabgeschmetterte Felsklumpen gemacht. Zum Gedächtniß der nahen Gefahr und der göttlichen Rettung soll derselbe aus Dankbarkeit die Begebenheit haben eingraben lassen in die Steinmasse. Wir wollen darin aber die Strafe des Bösewichts und die thätige Reue des Gewarnten erkennen, der nicht taub war für die göttliche Stimme, sondern noch, so lange es Zeit war, der Warnung folgte.

Pag. 107.



Franziska.

Verlag von Lampart & Cie in Augsburg.

Franziska

oder

Wohlthun trägt Zinsen.

Eine Erzählung

für

meine jungen Freunde und Freundinnen,

sowie für

Schul- und Volksbibliotheken, zu Preisebüchern ꝛc.

von

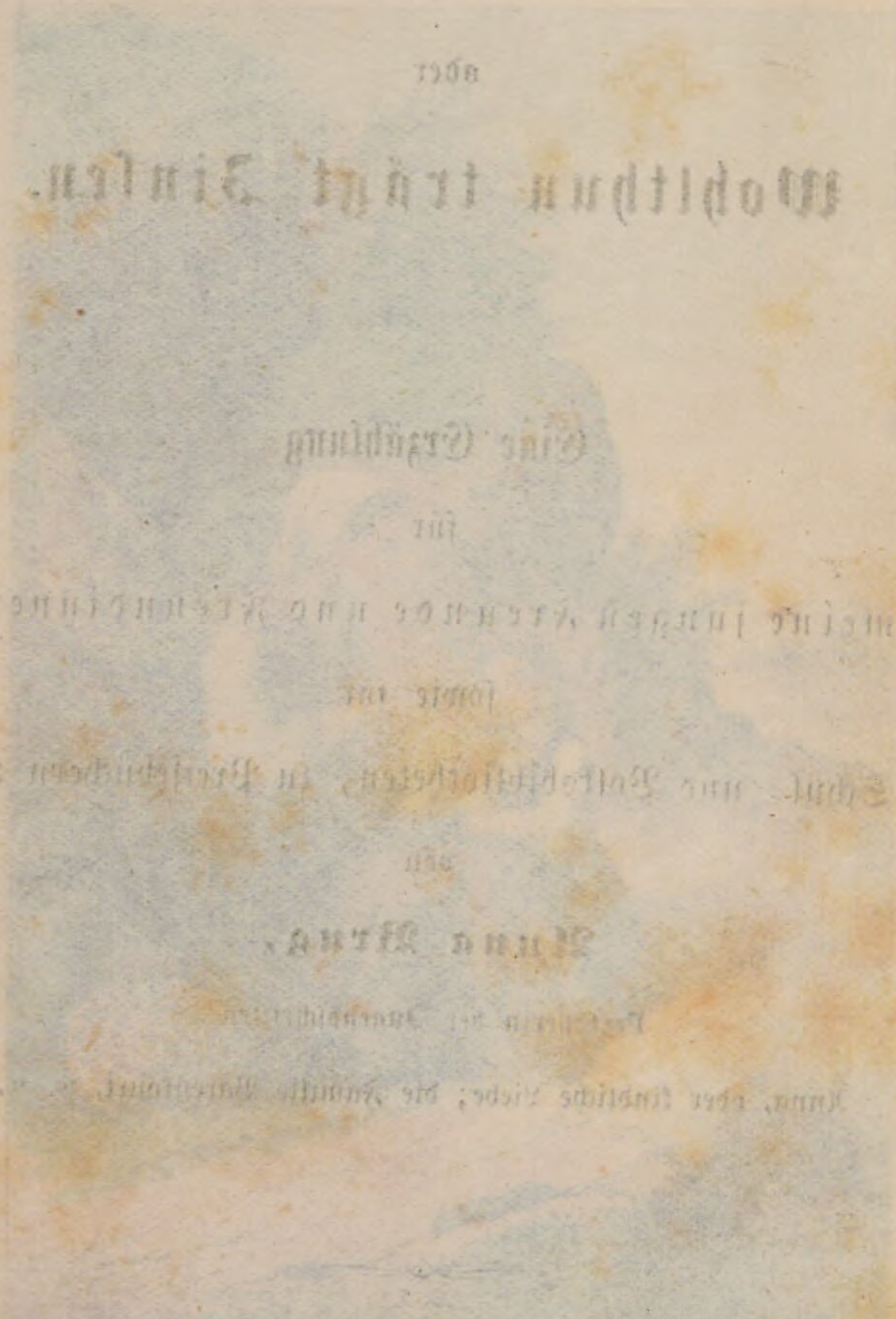
Anna Brug,

Verfasserin der Jugendschriften:

Anna, oder kindliche Liebe; die Familie Barenkourt, ꝛc. ꝛc.

Augsburg, 1862.

Verlag von Lampart & Comp.



Erstes Kapitel.

Die ungleichen Brüder.

Tief in den majestätischen Alpen, die Italien von Deutschland trennen, liegt das reizende Städtchen Lienz, das wenig berühmt in der Geschichte, seine schlichten Einwohner durch die überall bekannten Tyroler-Teppichwebereien und vielen Eisen- und Messingfabriken, nicht eben reichlich, doch hinlänglich ernährt. Unweit davon liegt die Lienzer Klause, ein vormals befestigter Paß an der Drau, die hier das reizende, fruchtbare Pusterthal verläßt, um ihre wilden Wogen der mächtigen Donau zuzuführen. Das liebliche Thal ist von himmelanstrebenden Bergen umgeben, und dem staunenden Auge zeigt sich das herrlichste Gebirgspanorama, aus dem der Kundige leicht einerseits die Drei-Herren-Spitze, den großen Glockner, anderseits das Teffereker Gebirg mit der Blankensteinerspitze herausfindet. In noch größerer Ferne zeigt sich eine unermeßliche Kette hoher, mit ewigem Schnee bedeckter Berge, die man beim ersten Anblicke für silberne, am Horizonte schwimmende Wölkchen halten könnte.

In diesem wild romantischen Thale liegt das Dörfchen Neudeck, in welchem zwei Brüder, Namens Harder, lebten.

Beide waren Teppichweber, und beide hatten von ihrem Vater zu gleichen Theilen geerbt, den nämlichen Unterricht empfangen, das nämliche Beispiel von Tugend und Gottesfurcht vor Augen gesehen, und dennoch waren ihre Charaktere ganz verschieden, ihr Schicksal ein ganz anderes. Jakob, der Aeltere, hatte kein frommes, gottesfürchtiges Gemüth, und in Folge dessen ergab er sich nach und nach allen erdenklichen Lastern; er wurde ein Trunkenbold, war faul, neidisch und zornig. Sein Bruder Thomas war in allen Stücken das Gegentheil, er war mäßig, fleißig, sparsam und in seinem Herzen

lebte die Nächstenliebe und das Mitleid mit fremdem Elend als bester Erbtheil seines verstorbenen Vaters fort. Jakob wurde nie in der Kirche gesehen, denn das Beten hielt er für verlorne Zeit, und dennoch schwang er sich in seinen zeitlichen Verhältnissen nicht empor, er kam im Gegentheile immer weiter zurück, da er alles zur unrechten Zeit begann. Er liebte das Geld in so hohem Grade, daß sich kein Armer der Gegend rühmen konnte, je einen Heller von ihm empfangen zu haben; dabei wurde er aber nicht reicher, er hatte selten Geld genug zur Befriedigung seiner Bedürfnisse. Er war öfter im Wirthshause zu finden, als bei seinem Webstuhle und seiner Familie, und verlor so nach und nach die Liebe zu derselben, wie auch die Seinigen ihm immer mehr und mehr entfremdet wurden. Sein Bruder Thomas wohnte gewissenhaft dem sonntägigen Gottesdienste bei, war unermüdlich bei seiner Arbeit und wußte alles so zweckmäßig einzutheilen, daß ihm manche Mußestunde blieb, die er aber nicht im Wirthshause zubrachte, sondern die er seiner braven Frau und seiner einzigen hoffnungsvollen Tochter und deren geistiger Ausbildung, so weit er im Stande war, solche zu vervollkommnen, widmete. Nie ging ein Armer oder Unglücklicher ungelabt und ungetröstet von seiner Schwelle, und dennoch blieb ihm so viel übrig, sein Besitzthum von Zeit zu Zeit durch Ankauf einiger Grundstücke zu vergrößern. Bei Jakob herrschte weder Reinlichkeit noch Ordnung, deßhalb schien auch die Gesundheit und Fröhlichkeit seine Hütte meiden zu wollen, wogegen dieselben ihren Wohnsitz bei Thomas aufgeschlagen hatten. Das Glück der kleinen Familie wäre vollkommen gewesen, hätte nicht der Gedanke an den, seinem Untergange entgegengehenden Bruder, Wermuth in den Freudenbecher der liebenswürdigen Familie gegossen, die den undankbaren Bruder immer mit gleicher Zärtlichkeit liebte, deren Liebe aber nur mit Neid und Haß vergolten wurde.

Wenn man sich über den Zwiespalt der Familien bei Jakob äußerte, so wußte er nichts Anderes zu entgegnen, als daß Thomas von früher Jugend an vom Vater bevorzugt worden war, und bei Vertheilung der Grundstücke nicht eben mehr, aber ein viel besseres, fruchtba-

reres Stück Landes bekommen habe. Obwohl Jedermann wußte, daß dieß nicht der Fall war, so wagte es doch Niemand dem streitsüchtigen Jakob zu widersprechen; man ließ ihn eben schwatzen und verachtete ihn. Es ist wahr, Jakob wurde von vielem Unglück heimgesucht. Sein kleiner Weinberg trug nur wenige, magere Trauben, während der von Thomas eine reichliche Ernte versprach. Er verlor ein Füllen, für das er sich in Bälde einen reichen Erlös versprochen hatte, seine Stute siechte hin; in seinem Hause war schon mehreremale Feuer ausgebrochen, seine Ernte wurde von Jahr zu Jahr geringer, seine Kinder schlichen bleich und mißmuthig einher, und seine Frau war vor Kummer und Krankheit lebensmüde und unfähig, ihrer zerrütteten Haushaltung wirksam und helfend vorzustehen.

Ein alter Freund seines verstorbenen Vaters, bei dem er sich beklagte und dabei alle Schuld auf Thomas wälzte, als hätte er ihm seinem Aberglauben zufolge etwas angethan, wollte ihm die Augen über seinen Irrthum öffnen, und sagte ihm unverholen, daß alle Verluste und aller Schaden nur Folgen seiner Nachlässigkeit und Trunksucht seien, und daß er sich bald an den Bettelstab, Frau und Kinder aber in's Grab bringen werde, wenn er nicht bald umkehre und gründlich an seiner Besserung arbeite. Was waren die Folgen dieser wohlgemeinten Ermahnungen? Daß er in seiner Verblendung den alten Mathies einen einfältigen Schwätzer schalt, und auch ihn, von seinem Bruder gegen ihn gewonnen, von nun an gründlich haßte, und mit den Worten endete: Mein verhaßter Bruder sucht mich bei Jedermann zu verschwätzen und zu verkleinern; aber Geduld! Geduld! Gelegenheit und Zeit, mich an ihm zu rächen, werden auch nicht ausbleiben!

Diese Gelegenheit kam nur zu bald, und wie sich meine jungen Leser leicht denken können, Jakob zögerte nicht, sie möglichst schnell zu benützen. Es bedurfte nicht der Zeit eines Jahres, und Thomas war an den Bettelstab gebracht. Es kam öfter ein auswärtiger Krämer mit Namen Blummer nach Neudeck, der den Webern ihre Teppiche um geringen Preis abkaufte, um sie dann in's Ausland zu bringen, und dort mit Nutzen wieder zu ver-

kaufen. Jakob hatte ihn theils in Geschäften mit ihm, noch besser aber im Wirthshause kennen gelernt, und sich da an ihn angeschlossen. Hier nun wurde ein Komplott geschmiedet, das nichts Geringeres zum Ziele hatte, als Thomas zu ruiniren. Blummers Verhältnisse waren keine glänzenden, sein Kredit beinahe erschöpft, und dennoch brauchte er im Augenblicke eine Summe Geldes, um nicht schon jetzt seinen Gläubigern die Augen öffnen zu müssen. Er kannte die Verhältnisse beider Brüder genau, und gab nun Jakob die Gelegenheit in die Hand, seinen Bruder Thomas durch seine Herzensgüte in Elend und Armuth zu stürzen. Wir wollen Blummer's eigene Worte hier anführen, während er und Jakob ganz allein in der Wirthsstube bei einem Glas Wein saßen: „Mein lieber Freund, ich bin im Begriffe, ein schönes Geschäft zu machen, aber dieses Geschäft kann mich eben so gut ruiniren, als mir sein Gelingen Vortheil verspricht. Ich habe große Einkäufe von Teppichen und anderen Waaren gemacht, die ich zu sehr billigen Preisen bekommen habe, weil der Verkäufer um jeden Preis Geld haben mußte, aber aus der nämlichen Ursache konnte er mir nur für einen Monat Kredit geben. Diese Zeit ist beinahe abgelaufen, und von heute an gerechnet, muß ich in vier bis fünf Tagen unfehlbar fünf Tausend Thaler haben, oder mit großem Verluste meine Waare wieder verkaufen. Fünf Tausend Thaler sind ohne Zweifel eine sehr bedeutende Summe, aber es wäre gerade nicht nöthig, die ganze Summe zu zahlen, wenn ich nur einen rechtschaffenen, vermöglichen Mann bewegen könnte, für mich Bürge zu sein. Glaubst Du nicht, Deinen Bruder für dieß Geschäftchen gewinnen zu können? Wenn Du ihn dahin brächtest, daß er mir für sechs Tausend Thaler gut stände, würde ich Dir gerne ein Tausend Thälerchen als Erkenntlichkeit ablassen. Was sagst Du dazu?" Mit freudestrahlender Miene, aus der die befriedigte Rachelust leuchtete, entgegnete Jakob: „Laß nur mich machen, ich glaube beinahe, Dich schon des Gelingens unseres Planes versichern zu können; aber Rache Dir, wenn Du mir die versprochenen Tausend Thaler nicht in kürzester Zeit und in gutem Gelde auszahlst!"

Noch am nämlichen Tage ging Jakob zu seinem

Bruder, heuchelte Reue über sein bisheriges Verkennen des Bruders, und des Kummers, den er ihm schon bereitet hatte, und führte das Gespräch nach und nach mit großer Verschlagenheit auf Blummer und dessen Anliegen. Er rühmte ihn als einen achtungswerthen, redlichen Mann, als liebevollen Familienvater und umsichtigen Geschäftsmann und stellte das Geschäft als sehr vortheilhaft und großen Gewinn abwerfend dar. „Wenn es sich so verhält, mein lieber Bruder," erwiderte Thomas, „so bedaure ich nur um so mehr, über eine so große Summe nicht verfügen zu können, da ich sie Dir augenblicklich geliehen hätte, um Dir zu beweisen, wie gerne ich durch einen Dienst Dich näher an mich gefesselt hätte; aber Wechsel auf sechs Tausend Thaler zu unterschreiben, ohne gewiß zu wissen, daß ich sie selbst nach der bestimmten Frist wieder einlösen könne, wäre von mir eine unverzeihliche Unvorsichtigkeit."

Ungeachtet dieser guten Gründe bestand Jakob doch so hartnäckig auf seinem Begehren, daß Thomas endlich, aus Furcht das einzige Hinderniß der Versöhnung zu sein, die Schwachheit beging, in Jakobs Wünsche einzuwilligen, und für den kommenden Tag die Wechsel auszustellen versprach. Seinem Versprechen gemäß lagen sie bereit, und wurden von Thomas gegen eine einfache Handschrift Blummers hingegeben. Aber von diesem Augenblicke an war Thomas und seine Frau in steter Unruhe, und der Gedanke beängstigte sie, was wohl aus ihnen und ihrem einzigen Kinde werden solle, wenn sich Blummer nicht reel zeige und ihnen das Geld an dem bezeichneten Tage zurückstelle. Nur das Bewußtsein vermochte sie einigermaßen wieder zu beruhigen, kein Mittel zur Versöhnung des Bruders unversucht gelassen zu haben, der sich nun auch wirklich freundschaftlicher und liebevoller gegen seine Verwandte zeigte.

Der verhängnißvolle Tag kam; mit ihm Blummer, aber — ohne Geld. Er erklärte, seine Waare noch nicht angebracht zu haben, und um das Unglück voll zu machen, daß er genöthigt gewesen sei, die Wechsel einem Mäckler zu überlassen, der keinen Tag länger warten würde. Thomas, der derartigen Geschäften gänzlich fremd war, wußte sich weder zu rathen noch zu helfen, und

folgte deßhalb dem hinterlistigen Rathe seines falschen Bruders, der vorschlug, nochmals andere Wechsel auszustellen, mit denen man sich soviel Geld verschaffen könne, um die erste, nun so drohende Wechselschuld zahlen zu können Thomas widerstand lange, doch endlich siegte die Ueberredungskunst Jakobs, und mit Zittern unterschrieb er neue Wechsel.

Die ersteren wurden nicht zurückgebracht, und einige Tage vor dem Verfalle der zweiten kam Jakob, der sich gänzlich von Blummer leiten ließ, mit erheuchelter Bestürzung zu Thomas, und brachte ihm die niederschmetternde Nachricht, daß das baare Geld jetzt selten, der Kredit flau sei, es Blummer nicht gelungen sei, die betreffende Summe aufzutreiben, er sich deßhalb mit einer ungleich geringeren begnügen mußte, und das erhaltene Geld alles dem Mäckler eingehändigt habe Dieser wollte nun wohl einige Tage Geduld haben, aber keinen von den Wechseln abgeben, ehe er nicht die volle Summe in Händen habe. Uebrigens solle sich Thomas nicht beunruhigen, denn in Zeit von einem Monate werde die Messe von Botzen ihren Anfang nehmen, wo Blummer die großartigsten Geschäfte zu machen hoffe, und dann Mittel genug besitze, sich seinen Verpflichtungen zu entledigen.

Es wurde alles aufgeboten, den unglücklichen Thomas zu täuschen. Einige Kaufleute der nahen Stadt, bei denen sich Thomas nach Blummer erkundigte, gaben aus ihrem eigenen Interesse nicht die gewissenhafte Wahrheit an. Sie hofften nämlich von Blummer für seine vielen Rückstände von den Summen, die er aufzunehmen suchte, bezahlt zu werden, aber sie betrogen sich selbst und den armen Thomas.

Noch einmal unterschrieb Thomas einen Wechsel, den er mit den Worten in Jakobs Hand legte: Jetzt steht mein ganzes Vermögen, das meiner Frau und das meines Kindes auf dem Spiele, ich hoffe, daß es nicht verloren ist; sollte es aber dennoch der Fall sein, so erinnere Dich stets, mein lieber Jakob, daß ich mich nur Deinetwegen, um Deine brüderliche Liebe wieder zu erwerben, in solche Gefahr stürzte, und bewahre mir immer Deine Liebe, die allein im Stande ist, mich im

Elende aufrecht zu erhalten." Jakob suchte ihn mit den heiligsten Betheuerungen zu beruhigen und versicherte ihn wiederholt, daß, sobald Blummer Geld habe, er keinen Augenblick zaudern werde, seinen Verpflichtungen nachzukommen.

Andern Tages verkaufte Blummer alle Wechsel, die er immer behalten hatte, an einen seiner Spießgesellen, um die Hälfte ihres Werthes, und überladen von Schulden, suchte er mit dem erschwindelten Gelde das Weite. Auch der falsche Bruder, der zum Verderben seines nächsten Verwandten so willig die Hand geboten hatte, wurde von Blummer hintergangen, und ging leer aus. Blummer selbst schiffte sich nach Amerika ein, litt aber Schiffbruch, und verlor seine Habe und das Leben in den Fluthen. So wurden diese beiden Bösewichte von der strafenden Gerechtigkeit ereilt: dem Einen entgingen die Früchte seines verbrecherischen Anschlages, der Andere wurde in den Abgrund des Meeres geschleudert, ehe er die Früchte seiner schlechten That genießen konnte. Die göttliche Vorsehung läßt kein Verbrechen ungestraft.

Nach Blummers Flucht kam der gegewärtige Besitzer der Wechsel mit denselben zu Thomas, der sie aber nicht auslösen konnte. Nach kurzer Zögerung wurde dem unglücklichen Manne Alles verkauft; Haus und Einrichtung, Garten und Feld und sein kleiner Weinberg, das Erbe seines Vaters, kam in fremde Hände. Jakob, dessen Versöhnung nur scheinbar gewesen war und der sich nun auch von Blummer hintergangen sah, war wüthend darüber, und wurde nun, da er sich an dem Flüchtlinge nicht mehr rächen konnte, noch feindseliger und gehässiger gegen seinen gebeugten Bruder.

Von allem seinem Wohlstande blieb nun dem armen Thomas gar nichts mehr, als eine baufällige Hütte, wohin er sich mit Magdalena, seiner Frau, und Franziska, seiner Tochter, zurückzog. Magdalena hatte wohl eine Schwester, die ihr hätte helfen können; aber diese war in dem benachbarten Bayern verheirathet, und für den Augenblick zu entfernt, um schleunige Hilfe von ihr erlangen zu können.

Andern Tages in aller Frühe sollte die Familie ihre bisherige Heimath verlassen. Thomas trug schon

vor Grauen des Tages einiges Hausgeräth, das sie noch gerettet hatten, nach jener alten Hütte, die ihnen jetzt als Wohnung dienen mußte. Zwei Bänke, ein wurmstichiger Tisch und einige Bund Stroh nebst den unentbehrlichsten Küchengeräthen und ein Bündel Wäsche war die ganze Einrichtung der aus dem gemüthlichsten Wohlstande gerissenen Familie. Ohne ein Wort zu sprechen betraten diese drei Opfer niedriger Rachsucht ihre neue Wohnung, uud weihten sie mit ihren Thränen ein. Doch beherrschte sie nur während eines Augenblickes die Muthlosigkeit, bald richteten sich die gebeugten Herzen wieder empor, und priesen die göttliche Vorsehung, die ihnen noch diesen Zufluchtsort gelassen hatte. Thomas richtete den Muth seiner Gattin und seiner Tochter mit folgenden Worten auf: „Magdalena, mein treues Weib, und Du Franziska, mein gutes Kind, trocknet Eure Thränen und fasset Muth, um mir den meinigen nicht zu rauben. Es ist freilich traurig, so von der Heimath vertrieben zu werden, aber die Güte Gottes bleibt uns, und mit Seiner Gnade sind wir noch immer reich genug, und dieses Gut können uns die Bösen nicht rauben. Setzen wir all unser Vertrauen auf Gott, Er wird uns nicht untergehen lassen, unsere Arbeit segnen, und entweder noch in dieser oder doch ganz gewiß in der andern Welt wird Er uns mehr geben, als wir hier verlieren können. Unser Aufenthalt auf Erden ist ja nur eine Pilgrimschaft, während welcher wir uns den Himmel erringen müssen, und je mühseliger und beschwerlicher der Weg dahin ist, desto größer und reichlicher wird unser Lohn einst sein. Franziska ist groß und stark genug, unsere einfachen häuslichen Geschäfte zu verrichten, und wenn Du, Magdalena, Deine Kräfte mit den meinigen vereinigest, werden wir immer so viel haben, unser Leben zu fristen. Vergessen wir den Wohlstand, in dem wir gelebt haben, und erinnern wir uns nur stets daran, daß es immer noch Viele gibt, die ärmer sind, als wir, und die in den Augen Gottes gewiß viel mehr werth sind, als wir!"

Bei diesen Worten faßte die beinahe ganz niedergeschlagene Magdalena wieder frischen Muth. „Ach!" erwiderte sie, „ich weine nicht wegen mir, sondern wegen Dir und unserm theuern Kinde, das noch nicht so viel

Vernunft hat, um sich in die ungewöhnten Entbehrungen leicht ergeben zu können.“ „Ach, liebe Mutter, beruhige Dich, wenn Du nur wegen mir weinst!“ rief Franziska. „Du wirst sehen, wie vernünftig ich sein kann. Ich werde unsere kleine Haushaltung besorgen, und in der übrigen Zeit suche ich mir durch Nähen und Stricken etwas zu verdienen. Ich fühle Muth genug in mir, für Euch zu arbeiten, die Ihr für mich so viel gethan habt, so lange ich klein und hülflos war. Gott hat ja noch Niemand verlassen, er wird auch uns nicht vergessen!“

„Theures Kind!“ rief Thomas unter Thränen und umarmte sein dankbares Kind. „Du hast recht, Gott verläßt Niemand der Ihn um Schutz anfleht, wir wollen uns hier nicht einem quälenden Schmerze hingeben, sondern Arbeit suchen, denn Gott hilft den Trägen nicht. Wir wollen vor Allem unsere neue Wohnung mit einem innigen Gebete dem Höchsten weihen. Hier vor unserem Kruzifixe, das uns in unsere ärmliche Hütte begleitete, wollen wir unser Gebet verrichten, und kein Tag vergehe, der uns nicht hier vereinige! Wir sind zwar immer unter Gottes Angesicht, aber wir kurzsichtige Menschen vergessen diese Wahrheit oft nur zu schnell, und es ist gut, eine sichtbare Erinnerung zu haben, die Ihn uns immer in's Gedächtniß ruft.“

Nachdem das Kruzifix in der Ecke des Zimmers seinen Platz erhalten hatte, kniete die ganze Familie nieder, und Mutter und Tochter beteten in inniger Andacht dem Vater die wenigen, tiefgefühlten Worte nach, die er, von dem Augenblick eingegeben, aus tiefstem Herzen sprach: „O gütiger, barmherziger Gott, zu Deinen Füßen liegt eine arme Familie, die ihr einziges Vertrauen auf Dich, den Allerbarmer, setzt, und Deine Hülfe und Deinen Schutz anruft. Man hat uns alles geraubt was wir besessen; komme uns nun zu Hülfe und erhalte den Glauben lebendig in unsern Herzen, erhalte uns die Gesundheit des Leibes, lasse uns Arbeit finden, und gib uns dadurch unser tägliches Brod. Habe Mitleid mit uns, o Herr, und räche uns nicht an unsern Feinden, rühre vielmehr ihre Herzen, damit sie zu Dir und zu ihrem Heile zurückkehren! Erbarme Dich besonders meines Bruders, erleuchte ihn mit Deinem göttlichen Lichte, daß

er sein Unrecht einsehe, und einer aufrichtigen Versöhnung mit mir nicht länger widerstrebe; mein Herz ist ihm immer offen. Werfe auch einen erbarmenden Blick auf unser theures Kind, und gib uns die Gnade, es in Deinen heiligen Geboten aufzuziehen. Du weißt am besten was für dasselbe das Zuträglichste ist, um einst in Dein himmlisches Reich eingehen zu können. Wir empfehlen unsere einzige Tochter in Deine heiligen Hände, wache über sie und verleihe ihr die Gnade, christlich zu leben und zu sterben."

Nach diesem Gebete erhoben sie sich alle drei: Thomas und Magdalena, um auszugehen und Arbeit zu suchen, während Franziska zu Hause blieb, um die kleine Haushaltung noch besser in Ordnung zu bringen; denn sie war von frühester Kindheit an in dem Grundsatze erzogen worden, daß Ordnung und Reinlichkeit zur Erhaltung der Gesundheit nöthig sind, und daß sie nicht nur den Augen gefallen, sondern auch den Geist aufheitern.

Zweites Capitel.

Der neue Lebensweg.

Nachdem die Eltern ihr braves Kind umarmt hatten, gingen sie miteinander aus, um Arbeit zu suchen. Kaum waren sie fort, als sich Franziska vor dem Kruzifixe auf die Kniee niederwarf, und inständig ihren Erlöser anflehte, daß Er den Gang ihrer armen Eltern segne, und sie Arbeit finden lassen möchte; denn sie waren von Allem so entblößt, daß sie nicht mehr so viel hatten, für den heutigen Mittag den Hunger zu stillen. Nachdem sie sich im Gebete Trost und Stärke errungen hatte, stand sie auf, um das Hüttchen in Ordnung zu bringen. In einem Winkel fand sie eine Menge Staub, Stroh und Holzabfälle, die sie mit der Hand wegräumte. Bei diesem Geschäfte gewahrte sie im Boden ein tiefes Loch, das sie auch reinigte. Unter den vielerlei vermoderten Holzstückchen fiel ihr auch ein Päckchen Leinwand in die Hände, das ihr ziemlich schwer schien. Sie warf es in die Mitte der Stube, und ihre Neugierde wurde durch

den sonderbaren Ton, den es von sich gab, aufs Höchste erregt. Sie knüpfte es auseinander; aber wer beschreibt ihr freudiges Staunen, als ihr bei Oeffnung desselben mehrere Goldstücke entgegenblickten. In ihrem ersten Freudentaumel war sie unvermögend, ein Wort zu sprechen, und ihre erste Bewegung war, vor ihrem Kruzifixe wieder auf die Kniee niederzusinken, und die Goldstücke mit thränenden Augen empor zu halten. Endlich stammelte sie mit vor Schluchzen unterbrochener Stimme: „Gott der Güte und der Erbarmungen, Du hattest Mitleid mit uns im Augenblicke unserer höchsten Noth, wo wir weder ein Krümchen Brod, noch einen Heller hatten, uns solches zu kaufen! Dank, Dank, barmherziger Vater, Deine Fürsehung und Weisheit sorgt immer für Deine Kinder!"

Franziska wollte die Goldstücke nun zählen, aber sie kam damit lange nicht zu Stande, denn die Freude, ihre geliebten Eltern jetzt für einige Zeit sorgenlos zu wissen, machte sie ganz verwirrt. Von Zeit zu Zeit sprang sie vor die Thüre, um nach den Eltern zu spähen, und ihnen nur recht bald die Freudenbotschaft mitzutheilen. Wenn sie gewußt hätte, wo sie ihre Eltern finden könne, wäre sie ihnen entgegen gegangen, um den Kummer einige Augenblicke früher von ihnen zu nehmen. „Ach," sagte sie, „ich bin jetzt so voll Freude und Entzücken, und sie werden vielleicht schnöde von den Thüren gewiesen, und der Kummer um unsere verlassene und arme Lage bricht ihnen das Herz."

Diese Ahnung Franziska's war nur zu gegründet, denn als seine ehemaligen Bekannten den nun armen Thomas kommen sahen, ließen sie sich entweder ganz verläugnen oder empfingen ihn so kalt, daß er sich sogleich wieder entfernte. Man befürchtete, von ihm um Hülfe angesprochen zu werden, und nicht einmal Arbeit wollte man ihm geben, um ihm jede Gelegenheit abzuschneiden, irgend ein Darleihen verlangen zu können. Je mehr vergebliche Schritte die beiden Gatten machten, desto trostloser wurden sie, und nur der Gedanke vermochte sie zur Fortsetzung ihres Kreuzweges, daß zu Hause ein hungriges Kind ihrer harre, und sie nicht ein einziges Stückchen Brod ihm geben können, seinen Hunger zu stillen. Weinend machten sie den Weg durch das ganze Dorf;

sie gingen sogar bis Lienz, wo sie einige Bekannte hatten, doch auch da nicht mit besserem Erfolge. Als sie auf dem Rückwege an Jakobs Haus vorüber kamen, sagte Thomas zu Magdalena: „Nicht ein Stückchen Brod für unser hungerndes Kind! Hättest Du nicht so viel Muth, zu meinem Bruder hineinzugehen? Er haßt Dich nicht so sehr, wie mich!“ „Ich?“ entgegnete Magdalena, „ich thue Alles für mein Kind, vielleicht fühlt er Mitleid mit uns!“ Bei diesen Worten lenkte sie ihre Schritte nach Jakobs Thüre.

Jakob lag wie gewöhnlich halb trunken, den Kopf auf die Arme gestützt, auf der Bank und schlief. Als er Jemanden kommen hörte, schaute er auf, und empfing seine Schwägerin mit einer Fluth von Schimpfworten. Diese ließ sich nicht abschrecken, und beschwor ihn, ihr nur ein Stück Brod für ihre hungernde Tochter zu geben. Jakob schlug es ihr entschieden ab, verwünschte und verfluchte seinen Bruder, und befahl endlich Magdalenen, augenblicklich das Zimmer und sein Haus zu verlassen. Therese, seine Frau, war von Mitleid mit ihrer armen Schwägerin bis zu Thränen gerührt; aber sie kannte die Rohheit ihres Mannes nur zu gut, wagte es deßhalb nicht, ihm zu widersprechen; auch die zitternden Kinder hatten sich in einen Winkel verkrochen. Magdalena wollte einen letzten Angriff auf Jakobs Menschlichkeit machen, aber Therese gab ihr durch Zeichen zu verstehen, sich zu entfernen, und ihren Mann, der wieder in seinen vorigen benebelten Zustand versunken war, nicht mehr zu reizen. Magdalena begriff, daß mehr zu befürchten, als zu hoffen sei, und eilte hinaus zu ihrem Manne, der sie angstvoll erwartete. „Nichts, gar nichts,“ rief sie schmerzvoll, „das Brod liegt auf dem Tisch, auf den er sich schlafend stützr, und nicht genug, mir einen Bissen zu versagen, trieb er die Härte so weit, das Brod an sich zu ziehen, und es fest zu halten, aus Furcht, seine Frau könnte mir ein Stückchen davon geben.“ Bei diesen Worten vergoß die arme Frau einen Strom von Thränen. „Das ist recht traurig, liebe Magdalena,“ antwortete Thomas, „und der Herr hat uns viel auferlegt, aber ich vertraue fest auf Ihn, und lebe der Ueberzeugung, daß Er uns auch die Kraft zum Tragen gibt. Wir wollen

thun, was in unsern Kräften steht, und das Uebrige Ihm überlassen, Der uns mit Seiner Hülfe immer nahe ist."

Sie kamen recht niedergeschlagen nach Hause. Franziska, die einstweilen mit Aufräumen fertig geworden war, lief ihnen freudig entgegen. Die traurige Miene der Eltern sprach zu deutlich von dem Mißlingen ihrer Bemühungen. Sie rief mit Thränen in den Augen: „Tröstet Euch, geliebte Eltern, Gott hat uns Hülfe gesendet, sehet hier, was Er mich finden ließ!" Als sie die Börse den Eltern übergab, überflog ein Freudestrahl Magdalenens Antlitz, aber der Vater blieb ruhig und ernst, und fragte das Mädchen, wo sie das Geld gefunden habe. „Da in diesem Winkel, Vater, den ich vom Staube reinigen wollte, und eingewickelt in diese Lumpen."

„Wir müssen uns vor Allem versichern, ob wir ein Recht haben, über dieses Geld zu unsern Gunsten zu verfügen. Ich erinnere mich, daß mein Vater einst seine Ersparnisse verbarg, bis die Summe groß genug wäre, einige Grundstücke zu kaufen; wenn dieses Geld von meinem Vater ist, so gehört es zu der Erbschaft, und ist unser Eigenthum. Zeige mir die Lumpen, in welche es eingewickelt war, ob nicht irgend ein Zeichen uns den Beweis liefere, daß wir es ohne Furcht, Jemand unrecht zu thun, behalten können. Es ist ein altes Sacktuch, und hier die Anfangsbuchstaben des Namens meines Vaters: B. H. (Benedikt Harder). Dieses Geld gehört uns. Theure Frau, geliebtes Kind, wir sind gerettet! Danken wir Gott auf den Knieen, der uns so zur rechten Zeit Hülfe sandte!"

Man kann sich leicht denken, wie lebhaft der Dank war, der jetzt aus den Herzen der drei Geretteten zum Himmel empor stieg, die noch vor Kurzem den gähnenden Abgrund von Noth und Hunger vor sich sahen. Wie schön bewährte sich an ihnen der Ausspruch: „Wo die Noth am größten, ist Gottes Hülfe am Nächsten."

„Jetzt aber, meine Lieben," sagte Thomas, „jetzt müssen wir die Summe theilen; da sie von meinem Vater ist, so gehört nur die Hälfte mir, die andere aber meinem Bruder Jakob, und es ist meine Pflicht, ihm dieselbe bei Heller und Pfennig zuzustellen." „Du hast recht," stimmte Magdalena bei, „obwohl er mir vor kaum

einer Stunde einen Bissen Brod verweigerte, so möchte ich ihn doch nicht um einen Heller verkürzen, und wenn schon noch Niemand von unserem Funde Kenntniß hat, so würde ich mich fürchten, vor Gottes Augen so unrecht zu thun!" Thomas zählte die Summe; es waren zwanzig Louisd'or. Sogleich sonderte er zehn davon ab, wickelte sie in den Lumpen, in welchem die ganze Summe gefunden worden war, gab sie seiner Tochter mit der Weisung, sie sogleich seinem Bruder hinzubringen, und ihm zu erzählen, auf welche Weise sie zu so viel Geld gekommen seien. Zugleich ermahnte er sie, ja recht Acht zu haben und nichts zu verlieren. „Kehre dann eiligst zurück," fügte er noch bei, „um mich zu rufen, wenn mein Bruder sein Unrecht einsieht, ich und Deine Mutter wollen in seine Arme eilen, um ihn unserer Verzeihung und Liebe zu versichern."

Franziska eilte so schnell sie ihre Füße tragen konnten, um die Versöhnung ihres Oheims mit ihrem Vater möglichst zu beschleunigen. In der Nähe der Wohnung Jakobs überfiel sie eine plötzliche Angst, wie sie wohl von ihrem Oheime aufgenommen werde, da sie die Rohheit seiner Gesinnung kannte, und einen Ausbruch derselben zu fürchten Grund hatte. Endlich siegte die Hoffnung auf den Eindruck, den ihre Botschaft machen mußte, über die Furcht, und sie überschritt muthig die Schwelle des Hauses, in dem der Bruder ihres Vaters lebte.

Sobald dieser das Mädchen gewahrte, wurde sein häßliches Gesicht purpurroth, denn er glaubte nicht anders, als sie sei von ihren Eltern abgeschickt, ihn um irgend etwas anzusprechen. Mit seiner dröhnenden rauhen Stimme schrie er ihr entgegen: „Was willst Du Bettlerin? packe Dich, oder ich lasse Dir von meinem Hunde den Weg weisen! Du wagst es, zu mir zu kommen, nachdem ich Deine Mutter von meiner Thüre gejagt habe? Keckes Bettlervolk!" Ohngeachtet dieser rohen Scheltworte, die mit unaussprechlicher Wuth auf das arme Kind geschleudert wurden, blieb Franziska doch stehen, und wagte es mit zitternder Stimme die wenigen Worte zu stammeln: „Ich bitte um Vergebung, Oheim! aber mein Vater..." „Schweig, Range, ich will nichts von ihm hören!"... „Wir haben in unserer alten Hütte

Geld gefunden, das von dem Großvater ist...“ „Mir gehört die Hälfte, her damit!“ „Hier ist sie, ich kam, um sie Euch zu bringen.“ „Das ist etwas Anderes, komme her.“ Franziska gab das Päckchen ab, und erwartete die Antwort ihres Oheims, um ihren Vater sogleich zu rufen. Aber wie wurde die Arme enttäuscht, denn ganz anders lautete die Rede des verstockten Mannes. „Zehn Louisd'or,“ schrie er, „nur zwanzig Louisd'or sollten in diesem Tuche eingewickelt gewesen sein? Dein Vater hat mich betrogen, er hätte das Packet nur in meiner Gegenwart öffnen sollen, dann wäre ich versichert gewesen, meinen Antheil zu erhalten.“ „Verzeihet Vetter, ich habe das Packet gefunden und geöffnet, während meine Eltern ausgegangen waren, um Arbeit zu suchen.“ „Um zu betteln willst Du sagen; Deine Eltern und Du, Ihr Alle seid Diebe.“ Mit edlem Stolze erwiderte Franziska: „Dann hätten wir Alles behalten, und Ihr hättet nicht einen Kreuzer bekommen.“ „Schweig, Unverschämte, und mache, daß Du weiter kommst, ehe ich zu andern Maßregeln greife.“

Das arme Mädchen ging betrübt zurück in ihre Hütte, und hätte ihren armen Eltern gern die Brutalität ihres Onkels verschwiegen; aber die Betrübniß war auf ihrem bleichen Gesichtchen zu deutlich ausgeprägt, als daß sie etwas hätte verschweigen können, und unter tausend Thränen erzählte sie den Erfolg ihrer Sendung. Thomas suchte seine Tochter zu beruhigen, und sagte zu ihr: „So schmerzlich es mir wird, von den Fehlern meines Bruders zu sprechen, so kann ich Dir zu lieb, mein Kind, doch nicht unterlassen, Dir seine Jugendjahre zur Warnung vorzuführen. Er hörte nie auf, die weisen und liebevollen Ermahnungen unseres guten nun in Gott ruhenden Vaters zu überhören; er verlachte die frommen Lehren unseres würdigen Seelsorgers und greisen Lehrers; seine Kameraden suchte er nur unter den ausgelassensten, rohesten Knaben des Ortes und verübte mit ihnen manchen bösen Streich. Sein Eigensinn widerstand sogar den väterlichen Züchtigungen, und sobald er groß und alt genug war, um sie nicht mehr befürchten zu müssen, überließ er sich ohne Rückhalt seinen bösen Lüsten und Leidenschaften, die am Ende mächtiger wurden als er

selbst. Eben so böse war er als Bruder, was Du aus seiner letzten Handlung deutlich erkennen kannst, denn hätte er nur einen Funken Bruderliebe im Herzen, so hätte er sich über die Wendung unseres Schicksales gefreut, anstatt die Eltern noch bei dem Kinde des Diebstahls zu verdächtigen. Wir wollen aber nicht Böses mit Bösem vergelten, sondern für den armen Verblendeten beten, damit Gott Mitleid mit ihm habe, und ihn in den Schooß seiner Gnade zurückführe, ohne welche kein wahres Glück auf Erden, keine Seligkeit Jenseits zu hoffen ist."

Magdalena war einstweilen beschäftigt gewesen, ihren hungernden Lieben, die gewöhnliche Zeit ihres Essens war längst vorüber, eine kleine Mahlzeit zu bereiten. Noch nie hatten sie ihr Tischgebet so inbrünstig verrichtet, wie diesesmal, und noch nie war eine Speise von ihnen mit größerem Danke gegen den Geber alles Guten verzehrt worden, als heute, wo sie so nahe daran gewesen, hungrig zu Bette zu gehen.

Noch am nämlichen Tage gingen alle Drei aus, sich eine andere Wohnung zu suchen, in der sie doch wenigstens vor Sturm und Regen besser gesichert wären, als in ihrer elenden Hütte. Bald fand sich eine solche, bestehend aus zwei Stuben. Mehr brauchten sie nicht, die Stuben waren hell und der Preis mäßig.

Des andern Tages wurden die unentbehrlichsten Geräthschaften gekauft, und gegen Abend von der neuen Wohnung Besitz genommen. Ihr Miethsherr hatte von dem Kaufmanne erfahren, daß beide Gatten alle ihre Einkäufe mit blankem Golde gezahlt; man wußte auch, daß Magdalena Tags zuvor ihren Schwager um ein Stück Brod angebettelt hatte, und kaum eine Stunde später bei dem Bäcker des Dorfes ein Goldstück wechseln ließ, um Brod und Mehl für ihre Familie zu kaufen. Woher kam diesen Leuten, die von dem Gerichte ausgepfändet worden waren, plötzlich so viel Geld? Die abenteuerlichsten Gerüchte durchliefen das Dorf, wie das bei derartigen Gelegenheiten immer zu geschehen pflegt. Alle Frau Basen und Gevatterinen erschöpften sich in Vermuthungen, und betrachteten Thomas und seine Familie mit der auffallendsten Neugierde, während sie den Umzug

aus ihrer Hütte bewerkstelligten, bis endlich die allgemeine Neugierde durch Jakob selbst befriedigt wurde, der Einigen seiner Wirthshausgefährten die Begebenheit erzählte, und die nichts Eiligeres zu thun hatten, als sie in dem Dorfe auszuposaunen. „So geht es" rief eine weise Nachbarin, „Jakob hat die alte baufällige Hütte nicht übernehmen wollen, und sie seinem gutmüthigen Bruder um hohen Preis angehängt. Dieser nahm sie aus Anhänglichkeit für seinen Vater, der da seine Haushaltung begonnen hatte, und nun hat Gott diese kindliche Liebe recht sichtbar belohnt, und ließ den guten Thomas gerade in höchster Noth den Schatz finden."

Einige behaupteten nun, Thomas habe bedeutend mehr für sich behalten, und seinen Bruder mit zehn Louisd'or abgefunden, während Andere, denen die Frömmigkeit und Rechtschaffenheit Thomas bekannt war, seine Partie ergriffen. Dieses Ereigniß bildete einige Zeit lang das Hauptgespräch des Dorfes, und die Meisten waren der Ansicht, Thomas habe einen großen Schatz gefunden, und werde sich nächstens ein neues Haus und die besten Grundstücke kaufen. Alle, die so unfreundlich mit Thomas und seiner Frau gewesen, näherten sich ihnen jetzt, weil sie glaubten, er sei jetzt reicher, als er zuerst arm gewesen war, und obwohl er sie des Gegentheiles versicherte, er mußte für reich gelten, und genoß jetzt große Achtung und Freundschaft von allen seinen Mitbürgern.

Drittes Capitel.

Schwere Prüfung und Segen des Gottvertrauens.

Der Irrthum der Dorfbewohner in Hinsicht der Vermögensverhältnisse des Thomas hatte doch auch sein Gutes, denn als man sah, daß sie noch immer Arbeit suchten, hielt man es für eine List, um die Leute über den wahren Betrag der gefundenen Summe zu täuschen, und wetteiferte, sich ihnen durch Eingehen in ihre Wünsche

gefällig zu zeigen. Thomas war als tüchtiger Arbeiter und als ruhiger, bescheidener Mann im Dorfe und in der ganzen Gegend bekannt, während Magdalena, die vor ihrer Verheirathung Nätherin gewesen war, von ihren alten Kunden wieder Arbeit genug bekam, um der kleinen Haushaltung einen namhaften Beitrag liefern zu können. Franziska besorgte unter der Anleitung ihrer Mutter die Haushaltungsgeschäfte und entledigte sich ihrer Aufgabe so gut, daß sie sich stets der Zufriedenheit ihrer Eltern erfreuen konnte. Sobald die täglichen Geschäfte gethan waren, half sie ihrer Mutter beim Nähen, und hatte diese nichts für sie, so nahm sie ihre Bücher und Hefte zur Hand, um das in der Schule Gelernte nicht zu vergessen. Sie war in Allem ein Vorbild für die jungen Mädchen ihres Dorfes, besonders aber in der Kirche, wo ihre Eingezogenheit und innige Andacht Jedermann rührte. In kurzer Zeit war sie eine geschickte Haushälterin und eine gewandte Arbeiterin; die Verdienste der Familie reichten hinlänglich zu ihrem Unterhalte, und setzten sie sogar in den Stand, ihren ärmeren Brüdern noch mitzutheilen. Friede und Glück herrschte in dieser bescheidenen Familie, bis sie ein unerwartetes Ereigniß in die tiefste Trauer stürzte. Eines Tages, im Hochsommer, war Thomas auf dem Felde mit der Heuernte beschäftigt; gegen Mittag konnte er es vor drükkender Hitze kaum mehr aushalten; bedeckt mit Schweiß und beinahe verschmachtend trank er aus einer nahen Quelle, die von einem der benachbarten Felsen rieselte. Das Wasser war von ausnehmender Frische, um so angenehmer, aber auch um so gefährlicher für den erhitzten Thomas, der nach Herzenslust trank, und dann noch die Unvorsichtigkeit beging, sich dicht neben der Quelle in das feuchte Gras zu strecken, und seine Mittagsruhe zu halten. Nach dem Erwachen machte er sich rüstig an die Arbeit, aber nicht lange, so wurde er von heftigem Froste geschüttelt und war genöthigt nach Hause zu gehen. Da angekommen, legte er sich gleich zu Bette und seine besorgte Frau wandte sogleich alle in solchen Fällen oft wirksamen Hausmittel an. Doch in diesem Falle blieben sie ohne Erfolg, denn die Krankheit wuchs mit so ungeheurer Schnelligkeit, daß selbst der von Lienz herbei-

gerufene Arzt seine Kunst bald als erfolglos erklärte, und in wenigen Tagen war der zärtlichste Vater, der treueste Gatte ein fühlloser Körper. Die Seele aber weilte über den Sternen, und genoß dort eines Glückes, von dem der Apostel schreibt: „Kein Auge hat es gesehen, kein Ohr hat es gehört und in keines Menschen Herz ist es gedrungen, was der Herr denen bereitet hat, die ihn lieben.“ Kurz vor seinem Ende tröstete Thomas seine Lieben mit den Worten: „Meine Theuern, betrübet Euch nicht zu sehr, ich gehe dahin, wo auch Ihr mir bald nachfolgen werdet, und wo uns keine Trennung mehr droht. Ich hoffe in den Himmel zur Anschauung meines Gottes zu gelangen, nicht, als glaubte ich es verdient zu haben, nein, im Vertrauen auf die unendliche Barmherzigkeit Gottes, und das bittere Leiden und Sterben meines Erlösers, der sich mir ja erst als Wegzehrung auf diese schwere Reise schenkte. Ach, wenn Gott nur gerecht wäre, wer könnte bestehen vor seinem Richterstuhle? Seine Barmherzigkeit, Seine unendlichen Verdienste lassen uns Alles hoffen, und diese Hoffnung wird nicht zu Schanden werden, denn die Verheißungen unserer heiligen Religion täuschen niemals. Tröstet Euch, meine Geliebten, der Tod ist ja nur der Uebergang zu einem besseren Leben; ich lasse meinen Körper hier zurück, und eile in andere Regionen, um Euch da zu erwarten. Lebe so, mein Kind, daß Du einst einem freudigen Wiedersehen Deiner Eltern entgegen siehst, und wir getrost sagen können: „Herr, hier ist die, die Du uns anvertraut, wir haben sie nicht verloren.“ Nur die Trennung, der wir entgegen gehen, kann uns betrüben, aber auch sie läßt uns nicht ohne Hoffnung, denn unsere Trennung wird nicht lange dauern, und eine ewige Vereinigung ohne Furcht vor Trennung wartet unser jenseits des Grabes.“

Magdalena und Franziska weinten heiße Thränen, die jedoch durch die Ergebung des theuern Kranken einigermaßen gelindert wurden. Nachdem Thomas etliche Minuten geschwiegen hatte, bat er seine Frau und sein Kind mit den rührendsten Worten um Verzeihung wegen des großen Schmerzens, den er ihnen durch seinen unvorsichtigen Trunk, welcher nun seinen Tod herbeiführte, verursacht habe. Zugleich beschwor er seine Tochter, den

Freuden der Welt und Sinnlichkeit, die der verführerischen Quelle gleichen, ihr Ohr zu verschließen, denn auch sie führen dem sichern Tode entgegen, und nicht nur dem Tode des Leibes, sondern dem ewigen der Seele. Franziska versprach ihrem Vater mit Hand und Mund, seine guten Lehren nie zu vergessen, sondern sie ihr Leben lang vor Augen zu haben, und ihnen gemäß zu leben, der Verführung keine eitlen Ausflüchte entgegen zu halten und mit ihr zu unterhandeln, sondern sie vielmehr zu fliehen, wie eine giftige Schlange, die unter Blumen versteckt liegt, und den Achtlosen zu umstrikken sucht.

Thomas starb. Sein Tod war sanft und leicht, ein Hinüberschlummern in's selige Jenseits. An seinem Sterbebette knieten eine trauernde Wittwe und eine vaterlose Waise, die noch unbekannt war mit den Dornen des Lebens und in diesem Augenblicke den bittersten Kelch leerte, der einem liebenden Kinde gereicht werden kann. Endlich, nachdem sie Beide noch sich unter Gottes besonderen Schutz gestellt hatten, erhoben sie sich, um die traurigen Vorbereitungen zur Bestattung ihres lieben Todten zu machen. Nachdem auch dieß vorüber war und Thomas in seine letzte Ruhestätte gebettet war, gingen Magdalena und Franziska wieder ihren gewöhnlichen täglichen Verrichtungen nach, denen sie sich jetzt mit um so größerem Eifer widmen mußten, weil die Krankheit des Ernährers und sein Leichenbegängniß die geringe Summe, die ihnen von ihrem Funde noch übrig war, verzehrt hatte, und nun kein fleißiger Gatte und Vater ihre Einkünfte vermehren half. Sie arbeiteten oft bis tief in die Nacht, da es ihnen nie an Arbeit fehlte, und die meisten Leute ihren Bedarf an Nähereien von den beiden fleißigen Arbeiterinen gefertigt wünschten. Der Gegenstand ihrer Gespräche war meistens der geliebte Verstorbene, und sie erinnerten sich nie seiner, ohne ihr Gespräch und ihre Arbeit mit einem andächtigen Gebete für ihn zu schließen. Franziska war ihrer Mutter nicht nur eine liebenswürdige Gesellschafterin, sondern auch eine zärtliche Tochter und fleißige Gehülfin, die ihr nie den geringsten Kummer oder Verdruß bereitete, ihr im Gegentheile jeden Wunsch in den Augen zu lesen suchte und sie, wenn es

in ihren noch schwachen Kräften lag, jeder Arbeit überhob. Sie suchte sie zu trösten und aufzuheitern, und ihr den schweren Verlust, wenn nicht vergessen zu machen, doch zu erleichtern. Ohne Unterlaß suchte sie nach etwas Neuem, ihrer Mutter angenehm oder nützlich zu sein, und war ihr etwas eingefallen, so beeilte sie sich, es in Ausführung zu bringen. Manchmal jedoch geschah es, daß sie sich täuschte) denn sie war doch erst ein Mädchen von dreizehn Jahren) und mit dem besten Willen eine Ungeschicklichkeit beging; dann aber bat sie ihre Mutter so rührend um Verzeihung, daß diese sie an ihr mütterliches Herz drückte, und Gott unter Thränen für das Kleinod dankte, das Er ihr in diesem Kinde gegeben hatte. Sie war der einzige Trost der betrübten Mutter und trug aus allen Kräften bei, den Schmerz über den Verlust des geliebten Vaters zu mildern. Die Ergebung in Gottes Vaterwillen war ihnen minder schwer, und ihre Thränen flossen sanfter und ruhiger. Jeden Sonntag besuchten sie das einfache Kreuz, das auf dem Grabhügel stand, unter dem die irdische Hülle des Theuersten ruhte, das diese Beiden auf Erden besaßen, und jedesmal wurde dasselbe mit einem frischen Kranze einfacher Feldblumen geziert.

Ihre Verdienste waren nicht bedeutend, doch reichten sie so weit, daß Magdalena drei Theile davon machen konnte. Den ersten bestimmte sie zum Unterhalte ihrer kleinen Haushaltung und den nöthigsten Ausgaben, die ihre Arbeit erforderte; der zweite wurde als Nothpfennig für die Tage des Alters oder der Krankheit zurückgelegt, während der dritte ihren noch dürftigeren Mitbrüdern gehörte. Franziska's Herz war durch eigene Erfahrung für die Leiden ihrer armen Mitchristen sehr empfänglich, und der größte Theil der kleinen Summe, die sie von Zeit zu Zeit von ihrer Mutter bekam, wanderte in die Hände der Armen, und öfter sagte sie zu ihrer Mutter: „Wenn ich nur noch einen Heller habe, so wäre ich nicht im Stande einen Armen von mir zu stoßen, denn ich weiß recht gut, wie wehe es thut, ich habe es ja an der Thüre meines Oheims erfahren.“ „Auch ich, mein Kind,“ erwiderte die gerührte Mutter, „würde lieber unsere kleinen Ersparnisse opfern, als eine

darbende Mutter ohne Hülfe von unserer Thüre zu weisen."

Wirklich verging selten eine Woche, in welcher die gute Magdalena und ihre Tochter nicht das eine oder andere gute Werk ausgeübt hätten. Waren die Almosen, die sie vertheilen konnten, auch gering und unbedeutend, so halfen sie doch meistens auf andere, ihren Kräften angemessene Weise, wo und wie sie nur konnten. Bald waren es Nachtwachen bei Kranken, bald ein mutterloses Kind, das sie zu sich nahmen, um es bis zu besserer Pflege in ihre Obhut zu nehmen; aber immer hatten sie einen guten Rath und Trost für die Nachbarn und Trauernden.

Eines Sonntags Nachmittag im Sommer, beinahe ein Jahr nach dem Tode ihres Gatten nnd Vaters, machten die beiden Frauen, nachdem sie das Grab ihres theuern Verstorbenen besucht hatten, noch einen Spaziergang in dem Garten des nahegelegenen Schlosses. Es war ein einsamer, selten besuchter Garten, da das Schloß, beinahe Ruine, nur von einem alten Verwalter bewohnt wurde, der das einzige noch bewohnbare Gemach inne hatte.

Dieser einsame Garten gefiel unseren Freundinen besonders gut, denn seine dunkeln, dichtbelaubten Gänge paßten vortrefflich zu ihrer Gemüthsstimmung; sie erfreuten sich da einer reinen, balsamisch durchdufteten Luft, und Magdalena konnte ihrer aufmerksam horchenden Tochter ungestört ihre Lebenserfahrungen und ihre mütterlichen guten Lehren mittheilen

Als sie auch heute die große Allee entlang gingen, trafen sie eine alte Frau, die auf einer Bank unter einem Baume saß und schmerzlich weinte. Die mitleidige Magdalena näherte sich der Fremden und redete sie an: „Ihr seid recht betrübt; vielleicht könnten wir Euch helfen, wenn wir die Ursache Eures Kummers kennten! —" „Ach!" entgegnete die Frau, „Ihr könnt mir nicht helfen, denn Ihr könnt mir mein Kind, das im Strome ertrank, nicht wiedergeben! Ach, mein Sohn! mein unglückliches Kind! Er ertrank beim Baden! Ich hatte ihn gebeten, es nicht zu thun, aber er wurde von seinen Kameraden mit fortgezogen! Es war sein erster Ungehorsam. Er war mein

einziger Trost, die einzige Hoffnung meines Alters! Ich hoffte in seinen Armen zu sterben; Gott hat es nun anders beschlossen! Mein armer Georg, wer wird jetzt Deine hungernde Mutter ernähren! Sie hat jetzt keinen Ernährer, keine Heimath mehr!" „Keine Heimath, und in diesem Alter!" seufzte Franziska unter Thränen des Mitleids, die über ihre Wange flossen. „Liebe Mutter, könnten wir die arme Frau nicht zu uns nehmen? Wir haben ja noch das Bett des guten Vaters selig, sie kann dann in dem Kämmerchen schlafen, das ich früher bewohnte; wir wollen sie nicht verlassen: wie Gott uns bisher nicht verlassen hat, wird er uns auch weiter helfen."

Magdalena nahm sich nicht Zeit, ihrer Tochter zu antworten, sie schritt auf die Betrübte zu und fragte sie, ob sie hungere. „Ach!" erwiderte diese, „seit gestern ist noch kein Bissen über meine Lippen gekommen; Jedermann stößt mich zurück, und ich habe mich mühsam bis hierher geschleppt, um hier zu sterben, denn meine Kräfte haben mich verlassen, ich kann keinen Schritt weiter!" Magdalena gab ihrer Tochter einige Baarschaft, um im nächsten Wirthshause für die Kranke ein wenig Wein und ein Stück Brod zu holen.

Während diese so schnell als möglich davon eilte, setzte sich Magdalena zu der Alten, um sie nach Kräften zu trösten und zu beruhigen. Sie bot ihr eine Zuflucht in ihrer Wohnung an, die, wenn schon bescheiden, doch für die arme Obdachlose eine große Wohlthat war. Mit Staunen betrachtete das Weib die großmüthige Magdalena, und fragte voll Bewunderung: „Wer seid Ihr denn, die Ihr Euch einer armen, von aller Welt Verlassenen und Verstoßenen erbarmt? Seid Ihr ein Engel des Himmels in Gestalt einer armen Bäurin?" „Nein, gute Frau, ich bin nur eine einfache Nätherin, die vor einem Jahre ihren Mann verloren hat. Gott segnet aber meine Bemühungen und die Arbeit meiner Tochter, denn wir erwarben bis jetzt so viel und noch mehr als wir bedurften. Gott wird nun auch für uns Drei sorgen, so lange wir das Unsere getreu dazu beitragen!" Während Magdalena mit ihrer neuen Hausgenossin beschäftigt war, wurde sie von einer fremden Dame beobachtet, die im

Gebüsche auf einer Moosbank ruhte, und jedes Wort hören konnte, das von den beiden Frauen gesprochen wurde. Es war ihr nichts entgangen, und sie bewunderte sowohl das Mitleid und die Nächstenliebe der armen Mutter und Tochter, wie auch das Gottvertrauen der Ersteren; auch die betrübte Alte flößte ihr innigstes Mitleid ein, doch wollte sie sich noch nicht entdecken, sondern, von ihrem Verstecke aus, die Scene noch weiter beobachten, die sie so lebhaft ansprach.

Franziska kam mit Wein und Brod und etwas Fleischbrühe zurück, die ihr von der mitleidigen Wirthin, der sie die Begegnung erzählt hatte, geschenkt worden war. Mit Hast griff die Alte nach Speise und Trank, doch wurde sie ihr von Magdalena nur langsam und mit großer Vorsicht gereicht, um ihrem geschwächten Magen nicht auf einmal zu viel zuzuführen, was ihr hätte schaden können. Nachdem sie Einiges zu sich genommen hatte, fühlte sie sich etwas besser, aber doch noch nicht stark genug, um von Magdalena und Franziska nach ihrer Wohnung geführt werden zu können, denn die Entfernung war doch ziemlich bedeutend. Sie beschlossen deßhalb, ihre Schützlingin in das nächste Wirthshaus zu führen, wohin sie dieselbe auch unter unsäglicher Mühe, sie an beiden Seiten unterstützend, brachten. Die Wirthin, eine von Magdalenens Kunden, willfahrte gerne ihrer Bitte, der Armen für eine Nacht ein gutes Bett und alles Nöthige zu geben, sie versprachen alle Auslagen zu zahlen, und die Alte des andern Morgens zu besuchen, und wo möglich in ihre eigene Wohnung zu bringen. Sie beruhigten dann noch die Arme mit den heiligsten Versprechungen, sie nicht zu verlassen, so lange Gott ihnen das Leben schenke und ihre Bemühungen segne. Sie kamen spät in ihrer Wohnung an, aber beglückt durch das Bewußtsein, eine edle That geübt zu haben.

Des andern Morgens bei guter Zeit, als sie eben damit beschäftigt waren, ihre beiden Stübchen zum Empfange ihrer neuen Freundin herzurichten, klopfte es plötzlich ganz sanft an der Thüre. Franziska öffnete, und war nicht wenig erstaunt, eine sehr vornehm gekleidete Dame hereintreten zu sehen, die sie auf's Freundlichste, wie eine längst Bekannte grüßte. Sie nahm einem

sie begleitenden Diener ein großes Packet Leinwand ab, das sie in's Zimmer trug und auf den Tisch legte. „Ich komme zu Euch, liebe Frau", sagte sie, sich zu Magdalena wendend, „um Euch Arbeit zu geben, und um mit Euch und Euerm lieben Töchterchen näher bekannt zu werden. Ich habe Gelegenheit gehabt, Euch gestern zu beobachten, und Ihr habt durch Euer liebevolles, wohlthätiges Betragen mein ganzes Herz gewonnen. Wenn ich Euch in irgend Etwas, sei es was es wolle, von Nutzen sein kann, so saget es mir unverholen, und gebietet über meine Börse und über meine Person. Ich bin reich, und scheue auch keine Mühe, wenn es gilt, so braven Leuten, wie Ihr seid, zu dienen!" Magdalena konnte vor Staunen kaum ein Wort hervorbringen, endlich sagte sie: „Die gnädige Frau irren sich wahrscheinlich, denn ich weiß gewiß, daß ich Sie in diesem Augenblicke zum ersten Male sehe!" „Aber ich, meine liebe Frau, bin gewiß, Sie schon drei Mal gesehen zu haben, und das war gestern Nachmittag in der Kirche, dann auf dem Gottesacker am Grabe Ihres verstorbenen Mannes, und zuletzt im Parke bei jener armen alten Frau, die Sie so liebreich trösteten und unterstützten. Ich habe keines Ihrer Worte verloren, denn ich war nahe genug, um Alles zu hören. Ach, auch ich, meine liebe Frau, bin Wittwe, und habe nicht einmal den traurigen Trost, die Stelle zu kennen, wo die Ueberreste meines theuern Gatten ruhen, denn er starb auf dem Felde der Ehre, und sein Leichnam wurde mit vielen seiner Kameraden gleich auf der Wahlstatt in ein Grab gelegt. Ich erkundigte mich bei der freundlichen Wirthin nach Euch, Eurer Vergangenheit und Euern gegenwärtigen Verhältnissen. Da hörte ich, wie ich es erwartet, nur Gutes von Euch und den vielversprechenden guten Eigenschaften Eures liebenswürdigen Kindes. Ich forschte noch weiter und erkundigte mich bei einigen Bewohnern Eures Dorfes und eben noch bei Euerm würdigen Pfarrer, der ein alter Bekannter von mir ist, und von Allen hörte ich Euer Lob. Ihr sehet also, daß ich nicht auf Gerathewohl daher komme, um Euch Arbeit anzubieten, sondern mein Hauptzweck ist, Eure Bekanntschaft zu machen, und mir Eure Freundschaft zu erwerben!" „Ach, gnädige

Frau," entgegnete verlegen Magdalena, „Sie beschämen mich wirklich zu sehr, denn ich bin mir durchaus keiner Handlung bewußt, die mir Ihr Lob in solchem Grade erwerben konnte; ich thue eben nur was Christenpflicht ist, und bitte Gott täglich um Seine Gnade, diese Pflichten recht zu erkennen. Unser hochwürdiger Herr Pfarrer und Alle, die Sie gefragt haben, beurtheilen mich zu nachsichtig; übrigens würde ich mich glücklich schätzen, mir Ihre Achtung zu erwerben, wäre nicht der Unterschied zwischen Ihrem Stande und dem meinigen zu groß, um je etwas Anderes gegen Sie fühlen zu können, als die tiefste Ehrfurcht und Ergebenheit!" — „Meine guten Leute, wie sehr wünsche ich, Euch die Vorurtheile, die Ihr gegen meinen Stand hegt, zu nehmen. Die Zeit wird uns behilflich sein, allen Unterschied zwischen uns auszugleichen Ueberdieß habe ich jetzt vor Allem Eure Verzeihung zu erbitten, indem ich mir Rechte aneignete, die Ihr Euch durch Eure Wohlthätigkeit verdientet. Ihr wolltet die arme Alte zu Euch nehmen; seit einer Stunde ist sie in meinem Hause, und ich will sie mit Eurer Zustimmung behalten, so lange sie noch lebt, was leider wohl nicht mehr lange der Fall sein wird, denn mein Arzt, den ich zu ihr rufen ließ, gibt ihr nur wenige Wochen mehr zu leben. Ich will sie ihr noch nach Kräften versüßen, und hoffentlich helft Ihr mir dabei, indem Ihr recht oft kommt, sie bei mir zu besuchen. Verzeiht mir, daß ich Euch verhinderte, eine gute Handlung selbst zu begehen, Ihr hattet aber den Willen dazu, und Derjenige, der allein auf den Willen sieht, wird Euch dafür lohnen!"

„Ach wie könnten wir Ihnen zürnen, da die Arme durch Ihre Güte nur gewonnen hat!" entgegnete Magdalena. „Wir hätten ihr wohl Obdach und nothdürftige Nahrung geben können, aber von Bequemlichkeiten, die sie bei Ihnen genießt, wäre bei uns keine Rede gewesen. Wir können Ihnen deßhalb im Namen der Armen nur danken!"

Nachdem nun noch von den zu fertigenden Arbeiten gesprochen war, gab Frau von Ruthard ihre Adresse, und verabschiedete sich von ihren neuen Freundinen. Magdalena und Franziska kamen von nun an sehr oft in die Stadt, und Frau von Ruthard wurde der Ersteren

bald die treueste, theilnehmendste Freundin, der jugendlichen Franziska aber eine liebevolle Lehrerin, welche die talentvolle Schülerin in vielen Dingen unterrichtete, die sie auf ihrem einfachen Dorfe nie hätte lernen können, und die ihr in der Folge von großem Nutzen waren.

Viertes Capitel.

Seelenstärke in neuen Leiden.

Beinahe zwei Jahre waren unter solch angenehmen Verhältnissen entschwunden, als Frau von Ruthard durch einen dringenden Brief nach Wien gerufen wurde, wo Familienangelegenheiten und ein großer Verlust, der ihrem Vermögen drohte, ihre Anwesenheit nöthig machte. Die alte Frau war bald nach ihrer Aufnahme im Hause ihrer Wohlthäterin gestorben, nicht ohne noch des Himmels reichsten Segen auf Frau von Ruthard und ihre beiden Erretterinen herabgefleht zu haben.

Die bevorstehende Trennung erfüllte die Herzen der drei edlen Frauen mit dem tiefsten Schmerze, besonders aber war Franziska bestürzt, die sich einer schmerzlichen Ahnung nicht erwehren konnte. Es war ihr immer, als sehe sie ihre theure Lehrerin zum Letztenmale auf Erden, und als befände sie sich ganz allein auf der Welt; obwohl sie ihre gute Mutter unaussprechlich liebte, so war ihr Schmerz doch so groß, als verliere sie jetzt in Frau von Ruthard beide Beschützerinen.

Frau von Ruthard hatte versprochen, recht bald zurückzukehren, und wenn ihr dieß nicht möglich wäre, ihren Freundinen ihre Adresse zu schicken, um sich gegenseitig von Zeit zu Zeit Nachricht geben zu können. Wochen wurden zu Monaten, die ferne Freundin kam nicht zurück, und ebenso wenig brachte ein Brief Kunde von ihrem Aufenthalte oder ihrem Befinden, was Magdalena und ihre Tochter in die lebhafteste Unruhe stürzte, denn sie wußten sich das peinliche Stillschweigen nicht zu erklären.

Frau von Ruthard hatte bei ihrer Ankunft in Wien ihre Angelegenheiten, die sie in den besten Händen glaubte,

in einem sehr zerrütteten Zustande getroffen, und war deßhalb genöthigt gewesen, mehrere Reisen zu unternehmen. Da war es ihr nun unmöglich, so leid es ihr that, ihrer lieben Magdalena zu schreiben; als sie dann Zeit dazu gefunden hatte, wurden ihre Briefe von einem unredlichen Dienstmädchen, das sich das ihr anvertraute Porto zueignete, unterschlagen, kamen folglich nicht an ihrem Bestimmungsorte an. Als Frau von Ruthard keine Antwort erhielt, beunruhigte auch sie sich über das Schweigen ihrer zurückgebliebenen Freundinen, und wartete Tag für Tag auf Nachricht. Da sich ihre Geschäfte zu beendigen schienen, und sie hoffen durfte, bald wieder nach Lienz zurückzukehren, unterließ sie ein weiteres Schreiben. Magdalena und Franziska aber, denen alle diese Umstände unbekannt waren, hatten sich mit Schmerz der Ueberzeugung hingegeben, daß ihre theure Freundin schwer krank sei, oder gar nicht mehr unter den Lebenden weile.

Um das Unglück noch größer zu machen, erkrankte Magdalena, kaum drei Monate nach Frau von Ruthards Abreise sehr gefährlich und diese Krankheit, die Franziska's letzte Stütze auf Erden in's Grab bettete, zehrte alle ihre kleinen Ersparnisse auf. Franziska konnte nichts mehr verdienen, da jeder ihrer Augenblicke der Pflege der geliebten Mutter gewidmet war; sie war genöthigt, auf ihre bescheidene Einrichtung Schulden zu machen, und als Magdalena starb, war Franziska kaum im Stande, die theuern Ueberreste würdig ihrer letzten Ruhestätte zu übergeben. Es ist unnöthig, von der zärtlichen Sorgfalt zu sprechen, die Franziska der geliebten Mutter widmete, denn sie kam weder bei Tag noch bei Nacht von dem Lager der theuern Kranken, noch von den innigen Gebeten, die sie zum Himmel um die Genesung der geliebten Mutter sandte. Auch Magdalenens Muth und Ergebung in Gottes Vaterwillen waren musterhaft, und wie sie gelebt, als fromme Christin, so starb sie auch, mit vollster Ergebung in Gottes heiligen Willen und mit dem festen Vertrauen, daß Er ihre Tochter nicht verlassen werde. Magdalena wurde an der Seite ihres verstorbenen Gatten beerdigt; ihre verwaiste Tochter mußte auf Erden zurückbleiben, ohne Eltern, ohne Freunde,

der Wohlthätigkeit fern wohnender Verwandten anheim gegeben.

Die arme Franziska, kaum fünfzehn Jahre alt, lag auf den Knieen in dem nämlichen Zimmer, in welchem ihre theuern, früh vollendeten Eltern ihren letzten Seufzer ausgehaucht hatten; da kam der Eigenthümer des Hauses, in welchem sie zur Miethe gewohnt hatten, herein, und verlangte mit rauher Stimme den rückständigen Miethzins. Das geängstete und erschrockene Mädchen bat ihn für einige Zeit um Geduld und Nachsicht, da sie sich im Stande fühlte, ihre Arbeiten fortzuführen, und nach und nach so viel zu erwerben hoffte, daß sie ihre Schuld abtragen könne. Der hartherzige Mann wollte jedoch von keinem Vergleiche hören, überdieß kamen noch mehrere Gläubiger mit ihren Forderungen dazu, die beinahe eben so hartherzig waren, und es wurde daher beschlossen, die ganze Einrichtung der armen Waise, ihr einziges Erbtheil, zu verkaufen und sich von dem Erlöse bezahlt zu machen. Derselbe überstieg die Schulden nur um ein Geringes, und die arme Franziska war nun ärmer als damals, wo sie doch noch ihre geliebten Eltern hatte. Arm und verlassen stand sie nun, eine Waise, ganz hilf- und rathlos allein in der Welt; denn um ihr Unglück vollständig zu machen, war auch der würdige Pfarrer des Ortes, der sich ihrer gewiß angenommen hätte, in Folge einer schweren Krankheit in dem fernen Bade Gastein, und man zweifelte, ob er überhaupt wieder so weit hergestellt werde, um zu seiner Gemeinde zurückkehren zu können. Von allen Denen, die sie und ihre Mutter mit Freundschaftsbezeugungen und Lobeserhebungen überhäuft hatten, so lange sie nichts von ihnen bedurften, reichte ihr Niemand hülfreiche Hand, man empfing sie vorkommenden Falles mit solcher Kälte und Zurückstoßung, daß sie es nie mehr wagte, irgend eine Schwelle der ihr sonst freundlich Gesinnten zu betreten.

Franziska suchte nur Arbeit, die man ihr aber nicht gab, da man glaubte, sie sei noch zu jung, um selbstständig etwas Ordentliches zu liefern; nun suchte sie sich als Magd zu verdingen, da sie aber die bei Bauern üblichen Arbeiten bis jetzt noch nie geübt hatte, so wurde sie als zu zart und fein, wie man sich ausdrückte, auch

da nicht angenommen, und wo sie auch anklopfte, alle Thüren verschlossen sich für sie. — Was nun anfangen? Ach, wie bitter fühlte sie nun den Verlust der geliebten Eltern! Die es so gut, so aufrichtig mit ihr gemeint hatten, sie schliefen unten in kühler Erde, keine Klage, keine Thräne drang zu ihnen hinunter, kein Trost wurde von ihnen dem verlassenen Kinde. Franziska eilte zu den theuern Gräbern und da sank sie nieder auf ihre Kniee und betete unter strömenden Thränen: „Gott, mein Gott, Du meine einzige Hülfe, denn Jedermann hat mich verlassen; ich habe keine Hoffnung mehr, als Dich, habe Mitleid mit einer armen, verlassenen Waise! Schicke mir eine gutherzige Seele, die mir Arbeit, Brod und einen Zufluchtsort bietet. Mein allmächtiger, himmlischer Vater, siehe gnädig auf meine Thränen und auf mein Elend herab! Meine geliebten, verklärten Eltern, die Ihr Eure Tochter so zärtlich geliebt habt, bittet für mich am Throne Gottes, sehet herab auf mein Elend, und flehet zu Gott, daß Er, der Allerbarmer, meine Schritte zu mitleidigen Menschen lenke! O Herr, mein Gott und Vater, erbarme Dich meiner!"

Etwas getröstet und beruhigter stand sie auf, um sich nach einem Dorfe tiefer im Gebirge gelegen zu begeben, in welchem eine Base ihrer verstorbenen Mutter lebte, um bei ihr vielleicht einen Zufluchtsort zu finden. Sie war aber noch nicht lange gegangen, als sich ein heftiger Sturm erhob, dem bald ein blendender Blitz und fürchterlicher Donner folgte. Sie schritt jedoch trotz ihrer wachsenden Furcht und Angst rastlos weiter, bis sie endlich der strömende Regen und die wachsende Dunkelheit zwangen, unter einem Felsenvorsprunge Schutz zu suchen. Hier empfahl sie sich nochmals in den Schutz Gottes und überwand durch Gebet die Schrecknisse des fürchterlichen Gewitters und der Nacht. Nach Mitternacht legte sich das Unwetter und der Mond trat hell aus den Wolken heraus. Nun machte sich unsere arme Reisende wieder auf den Weg und kam bei anbrechendem Tage in dem Dörfchen, wo ihre Base wohnte, an. Die fleißige Margaretha war schon wach und glaubte, als sie an ihrer Thüre klopfen hörte, ein verirrter Reisender, was im Gebirge häufig vorkommt, suche Obdach und

Zurechtweisung bei ihr. Wie erstaunte sie aber, als sie ein junges, durchnäßtes, vom Fieberschauer zitterndes Mädchen, ihre junge Base, vor sich stehen sah! „Mein armes Kind," rief sie, „um Gotteswillen, wie kommst Du, ganz allein, nach solch' fürchterlicher Nacht über das Gebirge hieher?"

„Gott führt mich zu Euch, liebe Base!"

„Und wo ist Deine Mutter? Begleitet sie Dich?" „Meine Mutter, ach! sie ist seit acht Tagen todt, und ich bin ganz verlassen!" „Todt!" rief entsetzt die mitleidige Base. „Und was willst Du armes Kind jetzt beginnen?" „Das weiß ich selbst noch nicht. Ich habe Niemand Verwandten als Euch, und die Schwester meiner Mutter, die aber weit von uns in Bayern verheirathet ist. Ich betete ganz trostlos am Grabe meiner theuern Eltern, als mir Gott den Gedanken einflößte, bei Euch, gute Base, für den ersten Augenblick eine Zufluchtsstätte zu suchen. Da wir während der Krankheit meiner guten Mutter nichts mehr verdienen konnten, waren wir genöthigt, einige Schulden zu machen, und den Zins für unsere Wohnung schuldig zu bleiben Nun haben die Gläubiger und unser Hausherr Alles, was ich noch hatte, verkauft und sich damit bezahlt gemacht, und Letzterer wies mich auch aus der Wohnung, trotz meiner Versprechungen, durch Arbeit ihm gewiß Alles zu ersetzen. Ich suchte Arbeit, einen Dienst, aber Alles vergebens, man schloß vor mir hartherzig jede Thür. Zu meines Vaters Bruder wagte ich es nicht zu gehen, denn er war so gehässig, meiner guten Mutter nicht einmal das Geleite auf dem Wege zu ihrer letzten Ruhestätte zu geben; was hätte es mir auch geholfen, er hätte mich vielleicht sogar mißhandelt! Gott hat mich zu Euch geführt, liebe Base, stoßet Ihr mich nicht von Euch, ich will ja gerne arbeiten und Euch als Magd dienen, gebt mir nur Obdach, Nahrung und Schutz! Seht, wie mich das Fieber schüttelt, ich sterbe fast vor Nässe, Kälte und Hunger!"

„Armes Kind!" rief die mitleidige Margaretha, „Du hattest Recht, zu mir zu kommen, und ich danke Gott, daß er Dich in meine Arme geführt hat. Komme an mein Herz, und nehme den Platz in Empfang, den ich

Dir in demselben einräume. Ich will von nun an Deine Mutter -- und Du sollst meinen zwei Töchtern eine willkommene Schwester sein. Doch komme nun hinauf in meine Kammer und lege Dich nieder, um Deinen ermüdeten Körper und Deinen geängsteten Geist auszuruhen zu lassen. Ich will Dir ein wenig Suppe wärmen, die von gestern noch übrig geblieben und die Dir jetzt die beste Nahrung ist." Bei diesen Worten führte sie das ermattete Mädchen hinauf, half ihr sich entkleiden, und legte sie in ihr eigenes Bette, da es zu lange gedauert hätte, ihr noch ein anderes zu bereiten. Aber die übergroße Anstrengung ließ sie kaum einige Bissen genießen, und bald schloß ein tiefer erquickender Schlaf die müden und von Thränen geschwollenen Augen der Waise.

Als Margarethens Töchter, von denen die ältere sechzehn, die jüngere aber erst sechs Jahre alt war, erwachten, hörten sie von ihrer Mutter, daß eine neue Hausgenossin bei ihnen angekommen sei, und empfingen von der guten Mutter zugleich auch die ernste Ermahnung, derselben freundlich entgegen zu kommen, um ihr theilweise die großen Verluste vergessen zu machen, die sie in so kurzer Zeit erfahren hatte. Beide Mädchen wollten ihre Base sogleich begrüßen, was ihnen aber nicht gestattet wurde, da die müde Franziska im süßen Schlummer ihre großen Leiden vergessen zu haben schien.

Alle Bewohner des kleinen Hauses, in dem Franziska eine Zuflucht gesucht und gefunden hatte, waren längst schon an ihren gewöhnlichen Tagesarbeiten, als sie aus einem erquickenden Schlummer erwachte. Zuerst gab sie sich noch den angenehmen Eindrücken hin, die ein süßer Traum auf sie gemacht hatte, aber bald wurde ihr wieder Alles klar, was sie in den letzten Tagen erlebt hatte, und mit einem Strom von Thränen begrüßte sie die ihr unbekannten jungen Verwandten, und fiel dann ihrer Base schluchzend nm den Hals. Margaretha bot Alles auf, das betrübte Mädchen zu beruhigen, was sie auch durch ihre liebevollen, sanften Tröstungen endlich zu Stande brachte. Sie versprach ihr, sie immer bei sich zu behalten, und auch Christine, Margarethens ältere Tochter, versprach ihr immer eine liebevolle Schwester zu sein. Die kleine Elisabetha ergriff Franziska's Hände

und bat sie inständig, doch ja nicht mehr von ihnen fort zu gehen, sondern auch noch als Schwester bei ihnen zu bleiben. Als Franziska nun endlich das Versprechen gab, so lange bei ihnen zu bleiben, als es Gottes Wille sei, so klatschte die Kleine in ihre Händchen, und hüpfte, außer sich vor Vergnügen, im Zimmer umher. Trotz der allgemeinen Trauer um den Verlust der guten Magdalena, konnte man sich dennoch nicht enthalten, über die Ausbrüche von Elisabethens Heiterkeit zu lachen. Franziska, so jung sie noch war, erkannte doch bald, daß die Kleine ein von Herzen gutes, lenksames Kind sei, daß aber ihre bisherige Erziehung eine ganz verkehrte sei. Christine betrug sich ruhig und verständig, und dennoch sah Franziska nach einiger Beobachtung in ihr ein verzogenes Kind, dessen Willen Mutter und Schwesterchen gehorchte, und das den ersten Rang im Hause einzunehmen wähnte, und bald sollte sich ihr wahrer Charakter zeigen; denn schon nach ein paar Tagen war es ihr lästig, wegen Franziska die Liebenswürdige zu spielen, und sie zeigte sich in ganz unvortheilhaftem Lichte. Margaretha kam in Verlegenheit und entschuldigte ihre Tochter bei Franziska durch Unwohlsein. Allein die kleine Elisabetha rief: „o nein, sie ist nicht unwohl, sie ist ja immer so böse und übel gelaunt!" Margaretha verwies diese Unart der Kleinen mit ernsten Worten; dieselbe schwieg auch, obwohl ungerne, und Christine warf ihr einen bösen, drohenden Blick zu. Aber Elisabetha schmiegte sich an ihr freundliches Bäschen, als wollte sie sagen: „Jetzt habe ich doch Jemanden, der mich beschützt!"

Margaretha beklagte sich bei Franziska über die Zwietracht, die meistens zwischen den beiden Schwestern herrschte, indem Christine immer befehlen wolle, was insofern natürlich sei, da sie die ältere Schwester, und Elisabetha wolle durchaus nicht gehorchen, was oft zu ärgerlichen Auftritten zwischen den Schwestern führe. „Die Mädchen verbittern mir das Leben!"

Franziska wollte ihre Base nicht noch mehr aufbringen, und da sie deren Kinder nicht entschuldigen konnte, so schwieg sie. Die kleine Elisabetha wollte noch etwas entgegnen, da es aber Franziska bemerkte, und zugleich vermuthete, es werde eine schnippische Entgeg-

nung sein, legte sie ihr die Hand auf den Mund und brachte sie auf diese Weise zum Schweigen. Christine hatte Franziska aufmerksam beobachtet, um aus ihrem Benehmen oder ihrer Antwort zu erkennen, ob sie an ihr eine Bundesgenossin oder eine Feindin erhalten habe. Das kluge Schweigen der neuen Hausgenossin war ihr schmeichelhaft, obwohl es sie nicht ganz befriedigte, denn sie schrieb es der Furcht zu, welche Franziska vor ihrer Ueberlegenheit hatte, und diese Furcht, rechnete sie, werde sich bald in gänzliche Unterwerfung verwandeln. Auch aus Elisabeths schnellem Gehorsam folgerte sie, jedoch sehr unrichtig: „Elisabethe folgt dem geringsten Zeichen meines Bäschens, was nur um so angenehmer ist, denn um des Friedens willen wird meine Base Alles thun, was ich will, und Niemand wird mir in Zukunft mehr widerstreben." Franziska konnte in Christinens triumphirender Miene deren Gedanken lesen, und ein klares Bild von dem, was sie im Hause ihrer Verwandten zu leiden haben werde, stand vor ihrem Geiste; sie rüstete sich mit Muth, und faßte den festen Vorsatz, geduldig zu sein, und um kein Haar breit von dem Wege des Rechts und der Gottesfurcht abzuweichen.

Den ersten Tag brachte sie damit zu, ihre Kleider zu reinigen und auszubessern, um anständig im Kreise ihrer Verwandten erscheinen zu können. Obwohl die Kleider sehr einfach waren, so waren sie doch recht gut und nett gemacht, und Christine äußerte den Wunsch, auch so passende Kleider zu haben, und quälte ihre Mutter den ganzen Tag, bis diese endlich nachgab und ihr Zeug zu einem neuen Kleide kaufte. Franziska mußte es nun gleich zuschneiden und machen, aber beim Probiren, so gut es auch saß, hatte die tadelsüchtige Christine hundert Ausstellungen zu machen, und die arme Franziska mußte es wohl zwanzig Male wieder zertrennen, ohne daß es ihr je gelungen wäre, das Kleid Christinen recht zu machen. Einmal war es zu enge, dann zu weit, dann war der Rock zu kurz, dann fielen die Falten nicht so hübsch, wie bei Franziska, und endlich glaubte sie, Franziska thue es absichtlich, damit das Kleid bei ihr nicht so hübsch sitze, wie bei Franziska. Sie wurde so zornig, daß man glaubte, sie wolle Alles in Stücke reißen. Fran-

ziska ertrug Alles, sogar den Mißmuth ihrer Base, die auf der Seite ihrer Tochter war, mit größter Geduld und Sanftmuth, und entgegnete auf die ungerechten Anklagen der Ungeschicklichkeit und des bösen Willens kein Wörtchen. Elisabetha sah der ganzen Scene unpartheiisch zu, und hatte mehr Muth als ihre Mutter, sie ging betrachtend um ihre Schwester und sagte dann: „Ich weiß wohl, warum das Kleid nicht so hübsch sitzt, wie bei Franziska!" „Und warum, kleine Naseweis?" fragte die aufgebrachte Christine. „Warum?" entgegnete das Kind, „weil man Dir eine so dünne Taille machen soll, wie Franziska an ihrem Kleide hat, während Du so dick bist, wie ein Faß! Wenn Du Dich hineinpressest, dann springen die Näthe auf, und es ist gerade so, wie wenn ich unserem Karo ein Kleid von meiner Puppe anziehen wollte!"

Christine war außer sich vor Zorn, sie riß das Kleid unter lebhaften Verwünschungen ihrer Base und Schwester herunter, erklärte, es niemals anzuziehen, und eilte in den Garten, um da an den unschuldigen Kindern Flora's ihre Wuth auszulassen, wohin ihr die Mutter nachfolgte, um sie zu trösten und zu beruhigen. Die kleine Elisabethe, solche Auftritte schon gewöhnt, setzte sich ruhig zu ihren Puppen, um die eben erlebte Scene nochmals durchzuspielen, während Franziska über das Geschehene trostlos war, wozu sie auch Grund genug hatte. Sie hatte während der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes bei ihrer Base Christinens Charakter schon bei verschiedenen Anläßen kennen gelernt, und wußte nur zu gut, daß Eifersucht, Neid und Rachgierde in demselben vorherrschten, und daß sie mit Ausdauer und Geschicklichkeit ihre Rachepläne anzulegen und zu verfolgen wußte. Ueberdieß kostete es Christinen gar nichts, bei jeder Veranlassung die abscheulichsten Lügen zu sagen, die ihre schwache Mutter immer für die reinste Wahrheit hielt, wenn deren Bosheit auch offenkundig war, denn sie wußte ihre Aussage immer so frech zu behaupten, und ihre Mutter mit Schmeicheleien so zu umgarnen, daß ihr der Muth fehlte, ihrer ungerathenen Tochter zu widersprechen; Franziska wußte nur zu gut, daß ihre Zukunft von dem Willen dieses verdorbenen Mädchens

abhing, denn Margaretha hätte es nie gewagt, Jemanden im Hause zu dulden, der ihrer geliebten, einsichtsvollen Christine zuwider gewesen wäre. Hätte es Franziska jedoch über sich gebracht, den Launen ihrer Base nachzugeben, und ihr bei ihren schlechten Streichen zu helfen, so hätte sie das beste Leben in ihrem neuen Zufluchtsorte gehabt, denn Margaretha hätte ebenso wenig den Muth gehabt, eine ihrer Tochter angenehme Person aus deren Nähe zu entfernen. Es ahnte ihr, daß ihres Bleibens in diesem Hause nicht mehr lange sein werde, und bange Gedanken, wie sich wohl ihre Zukunft gestalte, stiegen in ihr auf. Wohin sollte sie sich dann wenden? Was sollte sie thun, was aus ihr werden, bei ihrer Jugend, in einer ihr unbekannten Welt, deren Theilnamlosigkeit sie schon zu wiederholten Malen erfahren hatte? Diese Gedanken machten sie beben; vielleicht hatte Christine ihr verwerfliches Unternehmen schon begonnen, sie bei ihrer Base so anzuschwärzen, daß ihres Bleibens hier nicht mehr lange sei! Ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust, und lenkte Elisabethens Aufmerksamkeit auf sie. „Was fehlt Dir?“ fragte das Kind, sich zärtlich an Franziska schmiegend. „Hast Du einen Kummer?“ „Ja, liebes Kind, und Du hast ihn mir verursacht, weil Du mir durch Deine bösen Reden den Zorn Deiner Schwester zugezogen hast!“ „Du bist nur noch nicht daran gewöhnt, in kurzer Zeit wird es Dir einerlei sein, ob sie böse ist, oder nicht.“ „Und Deine gute Mutter war so betrübt über Dich.“ „Ach, meine Mutter möchte ich gerne um Verzeihung bitten und mit mir aussöhnen, sie liebt aber nur meine Schwester, und mich nicht; ich laufe deßhalb jetzt immer fort, wenn mich die Mutter schilt, oder verstecke mich; wenn mich aber Christine schlagen will, so schlage ich sie wieder, oder kratze und beiße sie, bis sie mich in Ruhe läßt.“ „Aber Elisabetha, siehst Du denn nicht ein, daß Du ein böses, verabscheuungswürdiges Kind bist? Weißt Du es denn noch nicht, daß es eine große, große Sünde ist, den Eltern ungehorsam zu sein, und ihnen unartig zu begegnen? Anstatt trotzig davon zu gehen, wenn Dich Deine gute Mutter eines Fehlers wegen zankt, sollst Du zu ihr gehen, sie um Verzeihung bitten, und Besserung versprechen, und findet sie

für nöthig, Dich zu strafen, so nehme die Züchtigung als wohlverdient an, und suche in Zukunft Dich zu bessern, und die gute Mutter nicht mehr zu betrüben. Durch solches Betragen wirst Du die Liebe Deiner Mutter Dir erwerben, die Du nur durch Deinen Trotz verloren hast. Auch das Herz Deiner Schwester wirst Du dadurch rühren, und sie wird es in Zukunft nicht mehr wagen, unfreundlich und lieblos gegen Dich zu sein." „Ich verspreche Dir, liebe, gute Franziska, mir Mühe zu geben, Deinem Rathe zu folgen, und von jetzt an will ich nicht mehr böse sein!" „Ich muß Dich nun aber auch recht ernstlich ermahnen, mit Deiner Schwester freundlicher und artiger zu sein; denn Deine Neckereien und boshaften Bemerkungen machen sie so zornig, was dann zu vielem Verdrusse für Dich, Deine Schwester und Deine Mutter Veranlassung gibt. Bitte Gott täglich in Deinem kindlichen Gebete um die Gnade, diesen guten Vorsatz in Ausübung zu bringen, und jetzt gehe zu Deiner Mutter und zu Deiner Schwester und bitte sie um Verzeihung. Sollten sie nicht gleich so freundlich sein, wie Du es wünschest, so werde nicht wieder zornig, sondern nehme dieß als eine Demüthigung und gerechte Strafe an." Das von Herzen gute, aber bisher irre geleitete Kind eilte in den Garten, um dort bei Mutter und Schwester den gefaßten Vorsatz zu erfüllen, während Franziska in die schmerzlichsten Gedanken versunken zurückblieb.

Margaretha und Christine waren noch im Garten, und es war Ersterer so ziemlich gelungen, ihre aufgebrachte Tochter zu beruhigen, als sie Elisabethe gewahrten, die sich schüchtern näherte. „Siehst Du, Mutter," rief Christine, der schon wieder die Zornesröthe in's Antlitz stieg „siehst Du, da kommt der kleine Fratz wieder, um mich auf ein Neues zu reizen, es ist das ihre Art, sie macht mir es jedesmal so." Margaretha eilte ihrer Kleinen entgegen, um einen weiteren Streit zwischen ihren beiden Mädchen zu verhüten, aber zu ihrem großen Staunen warf sich das Kind vor ihr auf die Kniee nieder, ergriff ihre Hand, und bat mit schüchterner Stimme: „Liebe Mutter, ich bitte um Verzeihung, daß ich Dir Verdruß machte, ich werde mir Mühe geben, es nie mehr zu thun! Auch Du, meine Schwester, willst Du

mir verzeihen?" Bei diesen Worten brachen ihre Thränen hervor, daß sie nicht im Stande war, noch etwas zu sagen. Diese Handlung des kleinen, bisher so halsstarrigen Mädchens war sowohl für Mutter, als für Schwester ein ganz neues Schauspiel, und sie waren im ersten Augenblicke sprachlos vor Erstaunen, während die kleine Büßerin mit niedergeschlagenen Augen vor ihnen kniete.

Margaretha war von dieser Demüthigung und unerwarteten Selbstanklage des lieben Kindes bis zu Thränen gerührt, doch wagte sie es nicht, zuerst Elisabethen die mütterliche Verzeihung zu verkünden, aus Furcht, die Eifersucht ihrer Lieblingstochter zu erwecken, aber ihre Blicke schienen Christinen zu sagen: „So verzeihe ihr doch endlich einmal, damit ich sie möglichst bald in meine Arme schließen kann." Auch Christine schien gerührt von der Reue ihrer kleinen Schwester und sagte zu ihr: „Stehe doch auf, Du kleine Närrin, und sage uns, wie diese Idee in Deinen Kopf gekommen ist?" Margaretha fragte nicht lange, sondern schloß das arme Kind mit inniger mütterlicher Liebe, die sich mit Gewalt zu ihrem Herzen Bahn brach, in ihre Arme und bedeckte sie, wie lange nicht mehr, mit den zärtlichsten Küssen. Auch ihrer Schwester warf sich die jetzt ganz glückliche Elisabetha in die Arme, um auch ihr den Kuß der Versöhnung zu geben. Jetzt erneuerte sie ihr Versprechen der Besserung, und erzählte, daß sie in Folge der guten Ermahnungen ihres Bäschens diesen Schritt gethan habe, und daß Franziska nun auch weine und sich wegen des Vorfalles betrübe. Margaretha beschloß, gleich hinein zu gehen, und das arme Mädchen zu beruhigen.

Franziska hatte keinen so guten Erfolg von Elisabethens Schritt erwartet; denn sie befürchtete, daß ein rauher Empfang das Kind zurückschrecken und alle guten Vorsätze wieder zu nichte machten könnte. Auch beunruhigte sie ihr eigenes Geschick und ihre ungewisse Zukunft. Plötzlich öffnete sich die Thüre und die versöhnte Familie trat ein. Christine ging gleich zu ihrem Bäschen, gab ihr freimüthig die Hand und rief lachend: „Wie, Du weinst wegen einer solchen Kleinigkeit? Ach, wie kindisch bist Du! Es ist wahr, ich war zornig, aber

ich bin es nicht mehr, und wir wollen Frieden schließen. Ich bin nun einmal so, das Geringste macht mich zornig, ich bin aber gleich wieder gut und ausgesöhnt, und nun denke ich schon nicht mehr daran. Mutter, sage ihr doch, sie soll nicht mehr weinen!"

Der Friede wurde nun wieder hergestellt, und das gute Einvernehmen dauerte, was bisher unerhört war, mehrere Monate.

Christine hatte sich zwar noch nicht gebessert, aber es gab ihr Niemand mehr Veranlassung, ihren Unmuth zu zeigen, denn es that Jedes im Hause was sie wollte, was ihrer Eitelkeit und ihrem Eigenwillen nicht wenig schmeichelte. Elisabeth wurde von Tag zu Tag liebenswürdiger, indem sie sich ganz der Leitung ihrer guten und frommen Base überließ. Sie war jetzt stets vergnügt und sagte öfters zu Franziska: „Wie vergnügt bin ich jetzt unter Deiner Leitung, und wie leid thut es mir, so lange ein böses, unartiges Kind gewesen zu sein!" Franziska entgegnete ihr: „Je besser und artiger Du bist, desto glücklicher und zufriedener wirst Du sein, und vergesse es ja nie, mein liebes Kind, daß ein frommes Leben auf Erden auch einst unsere Glückseligkeit jenseits des Grabes macht."

Fünftes Capitel.

Die Schwestern.

So lebte nun unsere vielgeprüfte Freundin ein ruhiges, sorgloses Leben bei ihren Verwandten, in deren Mitte nun Friede und Eintracht eingekehrt waren. So lange die Witterung günstig war, wurde viel in Feld und Garten gearbeitet, als aber der Winter mit seinen Stürmen kam, mußten sie sich in die warme Stube flüchten, und brachten da ihre Zeit unter Arbeiten und Gesprächen hin. Franziska hatte von ihrem Vater viel Schönes und Nützliches gelernt, und besaß auch in Folge ihres Umganges mit Frau von Ruthard eine, für ein Mädchen ihres Standes ungewöhnliche Bildung. Diese Kenntnisse kamen ihr nun gut zu statten, und sie war

die gewöhnliche Erzählerin oder Vorleserin der Familie in den langen Winterabenden, die in dem tiefen Gebirge zwischen den hohen Bergen noch früher hereinbrachen, als auf ebenem Lande. Da sie den unterhaltenden Erzählungen nach der Gewohnheit ihres verstorbenen Vaters, immer einige lehrreiche Bemerkungen und Betrachtungen beizufügen wußte, was gar nicht nach Christinens Geschmack war, so wurde sie von dieser, theils scherzhaft, theils aber im Spotte, „die Predigerin" genannt. Margaretha und Elisabetha waren entzückt darüber, und Letztere suchte ihrer guten Base in Allem nachzuahmen. Christinens Charakter schien sich auch nach dem edlen Franziska's bilden zu wollen; denn sie war nicht mehr so oft zornig und ihre Eifersucht trat nicht mehr so sichtbar hervor; auch war sie nicht mehr so herrschsüchtig, wie ehedem, welcher Fehler alle Mädchen des Dorfes von ihr entfernt hatte. Sie war noch immer sehr gefallsüchtig, aber auch dieser Fehler schien im Abnehmen zu sein, kurz, es schien als übe ein guter Geist wohlthätigen Einfluß auf dieses Mädchen aus. Dennoch blieb ihr noch immer genug, um für ihre Besserung ein großes Feld zu lassen, denn sie hatte noch im gleichen Maße wie früher die schändliche Gewohnheit des Lügens an sich; sie hatte weder genug Ehrfurcht noch Zuvorkommenheit für ihre Mutter; sie war träge, und scheute die geringste Anstrengung. Sie hatte aber doch schon einige Schritte in der Besserung gemacht, was für sie genug war, und ihre nachsichtige Mutter mit Entzücken erfüllte, die nicht zweifelte, daß die Bekehrung ihrer geliebten Tochter bald vollkommen sein werde.

Aber die gute Margaretha täuschte sich, und mit ihr Franziska, denn Christinens Fehler waren nur unterdrückt, und es war Gefahr, daß sie bei der geringsten Gelegenheit mit erneuter Heftigkeit hervorbrechen würden. Franziska sah wohl, daß Christinen bis zur vollkommnen Ausrottung derselben noch ein großes Stück Arbeit bliebe, aber sie glaubte sie auf dem besten Wege, auf dem sie beharren und täglich einen weiteren Schritt vorwärts machen werde. In dieser sichern Zuversicht ließ sie es auch bei Elisabeth nicht an Ermahnungen und Aufmunterungen fehlen, um auch von dieser Seite jede Gelegen-

heit des Rückfalles Christinen abzuschneiden. Franziska hatte ihr Bäschen Christine wegen ihres bösartigen Charakters aufs innigste bemitleidet, doch jetzt hatte sich dieses Mitleid in die herzlichste Liebe, und in das eifrigste Bestreben, von ihr wieder geliebt zu werden, verwandelt. Sie nahm, wo sie nur konnte Andern die Arbeit ab, sie wusch, kochte, bügelte, flickte und nähte, suchte sich Jedem nützlich und dienstbar zu machen. Wollte es ihre Base Margaretha nicht dulden, so wußte sie immer so triftige Gründe geltend zu machen, daß jene sie gewähren lassen mußte. Dabei half ihr die kleine Elisabeth, so weit ihre kindlichen Kräfte reichten, und war überhaupt die unzertrennliche Gefährtin Franziskas. Margaretha hatte ihre Freude daran, den beiden fleißigen Mädchen zuzusehen, und zuzuhören, denn Franziska hatte ein eigenes Talent, ihrem kleinen Bäschen die Arbeit durch Erzählen lehrreicher und unterhaltender Geschichten und Legenden leicht und angenehm zu machen. Sie wußte ihr auch eine kluge Eintheilung der Arbeiten beizubringen, und brachte es so weit, daß die Kleine ihre Arbeiten nicht nur mechanisch verrichtete, sondern alles nach genauer, sinnreicher Eintheilung. Sie wurde bald ihrer älteren Gefährtin eine nützliche Gehülfin.

Christine bekam wohl auch manchmal einen Anfall von Arbeitseifer, und sie setzte sich dann mit ungeheurem Fleiße an ihre Arbeit; aber dabei fehlte ihr beinahe jedes Mal etwas. Heute fehlte ihr der Fingerhut, morgen die Scheere, sie nahm dann diese nöthigen Werkzeuge entweder von Franziska oder von Elisabethe, und konnte diese sie selbst nicht entbehren, so lief sie über sich selbst und über ihre Umgebung ungehalten überall umher, um oft fruchtlos zu suchen, was ihr zur Arbeit nöthig war. Dann suchte sie die verlorne Zeit durch übermäßige Eile wieder hereinzubringen, sie machte dann ihre Arbeit schlecht und unbrauchbar, dabei ermüdete sie sich und verlor wieder für einige Zeit alle Lust zur Arbeit.

Margaretha hatte sehr voreilig bei allen ihren Nachbarinen und Freundinen Christinens Liebenswürdigkeit und ihren Fleiß gepriesen, und wirklich bemerkten auch Alle, die Gelegenheit hatten mit ihr umzugehen, eine vortheilhafte Veränderung in ihrem Benehmen, obwohl

man es nicht in so hohem Grade finden konnte, wie ihre gute, aber blinde Mutter. Man bemerkte auch Elisabeths Veränderung, und besonders aber Franziskas bescheidenes Entgegenkommen, ihre Frömmigkeit und sonstigen guten Eigenschaften. Man hatte sie schon oft in der Kirche des Dorfes gesehen, wo sie jedem Mädchen als Muster der Andacht dienen konnte; die Sanftmuth, die sich in ihren Zügen ausprägte, die Bescheidenheit und Einfachheit, die sich in ihrer Haltung und in ihren Gesprächen zeigte; ihre Achtung vor den Alten, ihre liebenswürdige Freundlichkeit gegen Kinder gewannen ihr bald alle Herzen. Bald nahten sich wieder, wie früher, die Frauen des Dorfes Margarethen, der man keinen anderen Fehler von Belang vorwerfen konnte, als daß sie eine entsetzliche Schwäche für ihre Kinder, besonders aber für Christine hatte, und ihnen dadurch mehr Schaden zufügte, und sich selbst für die Zukunft eine harte Ruthe band, deren Schläge sie theilweise schon gefühlt hatte. Als die gute Jahreszeit vorüber war, kamen die Frauen und Mütter des Dorfes mit ihren Töchtern an Sonn- und Feiertagen Nachmittags bei Margaretha zusammen, um sich da einer harmlosen Heiterkeit zu überlassen. Oefter gesellten sich zu ihnen auch alte Männer, die um den großen Ofen sitzend ihr Pfeifchen schmauchten. Dabei wurden von der Jugend allerlei Spiele getrieben, oder Geschichten erzählt, von denen Franziska immer die angenehmsten und lehrreichsten zu erzählen wußte, so daß oft die Bejahrten der Gesellschaft ihre Gespräche unterbrachen, um den schönen Geschichten der jungen Erzählerin zu lauschen. Gewöhnlich blieb es nicht bei einer, sie konnte den Bitten ihrer Zuhörer nicht widerstreben und mußte ihrer schönen Erzählung eine zweite, oft dritte folgen lassen.

Die Lobsprüche die man Franziska spendete und die schmeichelhaften Aufforderungen die ihr zu Theil wurden, erregten Christinens Neid und Eifersucht im höchsten Grade, denn auch sie hatte, ihrer Meinung zu Folge, eine Geschichte erzählt, die der Franziska's in nichts nachstand, und dennoch hatte sie Niemand aufgefordert nochmals zu erzählen, oder ihr ein beifälliges Wort gespendet. Sie nahm sich nun vor, trotz dem, daß man Fran-

ziska schon aufgefordert hatte, nächsten Sonntag gleich mit ihrer Erzählung anzufangen, keine Aufforderung abzuwarten, sondern gleich mit ihrer Geschichte herauszurücken. Sie wollte Franziska demüthigen und besann sich die ganze Woche auf eine recht schöne Geschichte, um sich einen vollkommnen Triumph zu verschaffen. Margaretha, die schwache Margaretha, bestärkte ihre Tochter in ihrem Vorsatze, und als am nächsten Tage der Zusammenkunft beinahe Alles versammelt war, begann Christine gleich mit ihrer Erzählung. Da man sich auf Franziska gefreut hatte, so entstand ein Gemurmel des Mißfallens in der Gesellschaft, doch konnte und wollte man gegen die Tochter des Hauses nicht unartig sein, und ließ sie deßhalb gewähren. Doch fing sie sich diesesmal in ihren eigenen Schlingen, denn das was sie vortrug, war so unzusammenhängend, daß Niemand wußte, was sie eigentlich erzählen wollte, und es war unmöglich, nur irgend einen Zusammenhang aus ihrer Erzählung herauszufinden. Ihre Zuhörer lachten zuerst in der Stille, bald aber immer lauter, bis sie vor Scham und Wuth so verwirrt wurde, und kein Wort mehr sprechen konnte. Sie sprang von ihrem Sitze auf, und stürzte der Thüre zu, doch entfernte sie sich nicht schnell genug, um nicht noch die verletzenden Worte zu hören: „Jetzt wollen wir uns durch eine Erzählung Franziska's für dieses schaale Geschwätz entschädigen lassen.“ Sie faßte nun den festen Vorsatz, diese Nebenbuhlerin, die ihr von Jedermann, und in Allem vorgezogen wurde, in der allgemeinen Achtung zu verderben und aus dem Hause ihrer Mutter zu verdrängen. Franziska mußte nun, trotz ihrer Weigerung auf den unangenehmen Vorfall, ihre versprochene Geschichte erzählen, die jetzt auf das sinnlose Geschwätz Christinens noch einen viel angenehmeren Eindruck machte. Reicher Beifall wurde ihr auch heute wieder. Margaretha, die ihrer Tochter nachgegangen war, um sie zu trösten, kam gerade noch recht, um die Lobsprüche mit anzuhören, die ihrer Verwandten gemacht wurden, und auch von Manchen auf Unkosten ihrer Tochter, was in ihrem Herzen nur die Bitterkeit vermehrte, die sie ohnehin schon gegen die arme Franziska hegte. Als Letztere Abends, ehe sie sich zur Ruhe legte, ihrer Gewohnheit gemäß, ihrer Base

eine gute Nacht wünschte, wandte sich diese verdrießlich ab, und gab ihr keine Antwort. Als sich das verkannte Mädchen nach dem Grunde dieser Unfreundlichkeit erkundigte, wurden ihr von Christine sowohl, wie von ihrer Mutter die lebhaftesten Vorwürfe über ihr heutiges Betragen gemacht, und über den Undank, den sie dadurch an den Tag lege.

Der armen Franziska konnte es doch wahrlich nicht zur Last gelegt werden, daß sich ihr Bäschen so lächerlich gemacht hatte! Aber so geht es gewöhnlich: man sucht meistens die Schuld auf Andere zu wälzen, um an ihnen die üble Laune auslassen zu können. Franziska brachte beinahe die ganze Nacht in Thränen zu, und ein Blick in die Zukunft erfüllte sie mit Schrecken, denn nur zu deutlich erkannte sie, daß ihres Bleibens in diesem Hause nicht mehr von langer Dauer sein könne. Sie ergab sich aber mit voller Zuversicht in Gottes heilige Führung, und wurde ruhiger.

Andern Tages waren ihre Augen geschwollen, doch Niemand, mit Ausnahme der kleinen Elisabethe, bekümmerte sich um sie, und verschiedene Versuche zur Versöhnung von ihrer Seite waren fruchtlos. Sie hoffte, mit der Zeit durch ergebenes, geduldiges und zuvorkommendes Wesen das angenehme Verhältniß der letzteren Zeit wieder herzustellen, aber sie täuschte sich, denn Christine hatte nun einmal fest bei sich beschlossen, ihre Sittenpredigerin, wie sie sie nannte, aus dem Hause zu entfernen, und sie hatte Eigensinn genug, das Beschlossene auch durchzuführen, koste es, was es wolle. Es wäre ihr ein Leichtes gewesen, Franziska gleich zu entfernen, es hätte ihr nur ein Wort bei ihrer Mutter gekostet, das aber wollte sie nicht, denn da hätte man gleich ihre unedlen Absichten und Beweggründe erkannt. Sie ging in ihrer Bosheit so weit, Franziska mit Schande beladen aus dem Hause vertreiben zu wollen, und dieß wohl zu überlegen, dazu gehörte Zeit. So weit kann ein jugendliches Gemüth kommen, das man nicht bei Zeiten daran gewöhnt hat, seine bösen Neigungen zu überwinden, und zwar Gott zu Liebe.

Christine erfüllte äußerlich ihre Pflichten gegen Gott denn sie fehlte nie beim öffentlichen Gottesdienste, aber

sie that es nur aus menschlichen Rücksichten und mit einem Herzen voll Haß und Rachgierde, die von Eifersucht und Neid immer mehr angefacht wurden. Vor Franziskas Erscheinen in dem Dorfe hatte Christine für das hübscheste Mädchen gegolten; aber Franziska's Züge waren feiner, ihre Gestalt anmuthiger, und ihre schöne Seele, die sich auf ihrem Antlitze ausprägte, gaben ihr einen unaussprechlichen Reiz. Die ganze Bevölkerung des Dorfes erkannte nun der anspruchslosen Franziska den Preis vor ihrer Base zu, was deren Stolz aufs Höchste verletzte, und nicht dazu beitrug, ihre Gesinnungen gegen Franziska liebevoller zu machen.

Christine studirte Tag und Nacht, auf welche Art und Weise sie die ihr so verhaßte Franziska aus dem mütterlichen Hause entfernen könne, und ihr dabei Ehre und guten Namen zu rauben, und sie als Heuchlerin hinzustellen. Keine Woche verging, ohne daß sie nicht die eine oder andere Verläumdung über sie bei ihrer Mutter anbrachte, und so dem armen Mädchen den größten Verdruß bereitete, aber keine war hinreichend, eine arme, heimathlose Waise aus dem Hause zu stoßen; es diente aber doch dazu, ihre Mutter immer mehr und mehr gegen Franziska zu erbittern und ihre Entfernung zu erleichtern. Christine sann auf ein Mittel ihre Base vollkommen aus der Liebe ihrer Mutter zu verdrängen, und den Tadel und die Verachtung des ganzen Dorfes auf sie zu laden. Christine hatte einen Vogel, der ganz zahm war und einige Melodien singen konnte. Eines Tages zu Anfang des Frühlings vergaß sie in ihrem Leichtsinn den Käfig zu schließen, und das Vögelchen entfloh, ohne sich je wieder blicken zu lassen, natürlich wurde die Schuld auf Franziska gewälzt, mit dem boshaften Beisatze, sie habe es gethan, um sich für die vielen Verweise zu rächen, die sie täglich verdiente. Margaretha, die schon zu sehr gegen ihre Nichte eingenommen war, wurde sehr aufgebracht und wollte keine Entschuldigung der weinenden und ihre Unschuld betheuernden Franziska hören. Margaretha gebot ihr Schweigen und nannte sie eine Lügnerin. Nur die kleine Elisabeth nahm sich der Verfolgten an und bezeugte, daß sie dieselbe den ganzen Tag nicht verlassen habe, wobei sie

aber in ihren früheren Fehler verfiel, und ihrer Mutter gegenüber nicht die gehörige Ehrfurcht beobachtete, was ihr von derselben sofort eine Züchtigung eintrug. Christine rief nun gleich: „Da sieht man die guten Lehren, die sie von Franziska empfängt, sie wagt es, ihrer Mutter zu trotzen und eine solche Lüge zu unterstützen!" — Auf diese Anklage verbot Margaretha Elisabethen ferner mit Franziska umzugehen. Dann entfernte sie sich mit ihren beiden Töchtern, die Eine voll Schmerz über das ungerechte Verbot, die Andere triumphirend und voll Hohn und kaum im Stande, ihre Schadenfreude zu unterdrücken.

Franziska blieb allein zurück, und überließ sich nun rückhaltlos ihrem Schmerz. Ein Strom von Thränen entstürzte ihren Augen, und mit vor Schluchzen unterbrochener Stimme rief sie aus: „O mein Gott, Du kennst meine Unschuld, Du siehst auch meinen Schmerz, gib mir Muth das zu tragen, was Du mir jetzt und in Zukunft aufzuerlegen für gut findest. O Gott der Güte, leite Du, und erhalte standhaft auf Deinen Wegen das liebe Kind, das so viel für die Zukunft verspricht, und das man jetzt gewaltsam von mir trennt; erbarme Dich auch meiner verblendeten Base, und ihrer leidenschaftlichen, auf bösen Wegen wandelnden Tochter; habe Mitleid mit mir armer Waise, die keine Stütze, keine Zuflucht auf Erden mehr hat. Erbarme Dich meiner!"

Seit oben erzählter Begebenheit war Franziska's Stellung eine immer unangenehmere, denn sie mochte sagen, was sie wollte, entweder widersprach man ihr entschieden und nannte sie Lügnerin, oder man würdigte sie keiner Antwort, und ging, ungläubig die Achseln zuckend, weiter. Die üble Laune und die Härte ihrer Base nahm von Tag zu Tag zu, und Christinens Spott wurde oft unerträglich. „Seht nur die Heuchlerin! Wer hätte unter dieser sanften und demüthigen Miene solche Bosheit gesucht!" war Christinens stehende Redensart, und Margaretha glaubte endlich wirklich, daß Franziska der Ausbund von Bosheit und Heuchelei sei, als den sie ihr von ihrer Tochter ohne Unterlaß geschildert wurde, und keine, auch die schlimmste That verübt von der jungen Scheinheiligen hätte sie mehr in Erstaunen gesetzt. Als

Christine ihre Mutter so weit hatte, nahm sie sich vor, das ihr so verhaßte „Tugendbeispiel" sich möglichst bald durch irgend eine Schändlichkeit vom Halse zu schaffen.

Margaretha hatte in ihrem Baumgarten einen jungen Apfelbaum, den ihr verstorbener Gatte einige Tage vor seinem Tode gepflanzt hatte, gerade an dem Tage, an welchem ihm seine Frau ein Söhnchen geschenkt hatte, das dem Vater aber bald in die Ewigkeit nachfolgte. Dieses Bäumchen, das eben jetzt mit den herrlichsten Blüthen prangte, war der Wittwe ein zweifaches, schmerzliches Andenken, und sie ging nie in ihren Garten, was alle Tage bei guter Zeit geschah, ohne das Bäumchen zu besuchen. Das Bäumchen war nun fünf Jahre alt, und hatte im vergangenen Herbste die ersten Früchte getragen. Eines Morgens, fand sie das Bäumchen, einen Schuh hoch über der Erde abgesägt und auf dem Boden liegend. Wer beschreibt Margarethens Schmerz und Entsetzen!

Christine schlief mit ihrer Schwester in einem Zimmer; aber das Kind schlief, wie Kinder mit sieben Jahren gewöhnlich schlafen; Margarethens Kammerfenster ging auf die entgegengesetzte Seite; das Fenster von Franziskas Kammer ging wohl in den Garten, aber sie legte sich, wegen überhäufter Arbeit, die man ihr jetzt aufbürdete, stets so spät zu Bette, daß dann gewöhnlich ein fester Schlaf ihre müden Augen schloß, und sie vor Tagesanbruch nie erwachte. Christine war deßhalb sicher, ihr Bubenstück unbemerkt verüben zu können. Gegen ein Uhr Morgens erhob sie sich von ihrem Lager, schlich in den Garten und nahm aus einem Schupfen, in welchem die Gartengeräthschaften aufbewahrt wurden, eine Gartensäge und sägte damit, ein Werk der Finsterniß — den Baum ab, den ihr verstorbener Vater gepflanzt hatte, und der ihrer Mutter ein so liebes Andenken war. Einen Augenblick nur hatte ihr der Mond geleuchtet, dann aber war er wieder hinter schweren Wolken verschwunden. Margarethens Schmerz war groß, als sie ihr liebes Bäumchen geknickt sah, aber er verwandelte sich in gerechten Zorn, als sie bei näherer Untersuchung gewahrte, daß es mit ausgedachter Bosheit abgesägt war. Auf ihr Rufen kamen ihre beiden Töchter herbei: die kleine

Elisabetha weinte, als sie das schöne blühende Bäumchen da liegen sah, während Christine ihrem Zorne und ihrer Entrüstung keine Worte geben zu können schien. Franziska allein erschien nicht, und Christine benützte ihre Abwesenheit, um den schwärzesten Argwohn gegen sie in das Herz ihrer Muter zu säen. Margaretha wollte anfangs nicht daran glauben, aber Christine kannte die Schwächen ihrer Mutter zu genau, um ihr böses Werk nicht fruchtlos verübt zu haben.

Christine wollte, daß gleich auf der Stelle ein Verhör mit Franziska angestellt würde, aber Margarethe zog es vor, damit bis zum Frühstücke zu warten. Die arme Verfolgte wußte aber schon, was ihrer wartete, denn sie hatte Christine bei ihrem Werke von ihrem Fenster aus beobachtet. Den vorhergehenden Abend war Margaretha wieder ganz besonders über Franziska aufgebracht gewesen, und hatte sie mit den ärgsten Drohungen überhäuft. In Folge des Verdrusses und Kummers über ihre Zukunft, konnte das arme Mädchen nicht einschlafen, und saß noch immer am Fester ihres Kämmerchens, als ihre Aufmerksamkeit durch ein kleines Geräusch auf den Garten gelenkt wurde. In diesem Augenblicke trat der Mond aus den Wolken, und Franziska sah den Baum fallen und Christine mit der Säge dem Hause zu eilen. So wird oft der Schuldige im Augenblicke seiner Missethat, wo er sich am sichersten wähnt, entdeckt! Franziska errieth Christinens Vorhaben sogleich, und wußte nun, was ihrer wartete. Margarethe würde ihre Vertheidigung wohl kaum hören wollen, und wenn auch, konnte Franziska die genossenen Wohlthaten so vergelten und die Tochter bei der Mutter einer so großen Bosheit beschuldigen? Sie nahm sich vor, zu schweigen, und lieber unschuldig davon gejagt zu werden, als das Herz ihrer Base über die Schlechtigkeit ihrer Tochter mit Verzweiflung zu erfüllen. Sie war entschlossen, Alles über sich ergehen zu lassen, und sich zu opfern, obwohl sie mit Bangen und Zittern dem anbrechenden Morgen entgegensah.

Endlich erschien die Stunde des Frühstücks, wo auch Franziska erschien. Alles war traurig und niedergeschlagen, und Niemand sprach ein Wort; auch Franziska

brachte kaum einen Bissen über die Lippen. Margaretha beobachtete sie scharf, und deutete ihre Unruhe und Befangenheit als Schuld. Endlich rief sie mit rauher Stimme und zorniger Geberde: „Warum hast Du heute Nacht mein Apfelbäumchen abgesägt?“ „Ich habe es nicht gethan!“ antwortete Franziska, mit vor Schluchzen erstickter Stimme. Elisabeth wandte ihren Kopf ab, und barg ihr Antlitz unter ihrer Schürze, um ihre Thränen zu verbergen. Dieses Kind allein konnte nicht an Franziska's Schuld glauben, denn es kannte die wahre innige Frömmigkeit seiner Base zu gut; aber es durfte nichts zur Vertheidigung derselben sagen, oder auch nur sein Mitleid zeigen. Margaretha wiederholte ihre Frage nochmals mit erhobener Stimme, und die arme Franziska die weder lügen, noch Jemanden anklagen wollte, antwortete abermals mit kaum hörbarer Stimme: „Meine Base, ich habe es nicht gethan.“ „Nun, wer hat es denn gethan?“ schrie nun Margaretha, außer sich vor Wuth Franziska konnte und wollte nicht antworten, und barg ihr Angesicht in ihr Taschentuch. „Ja, wer hat es gethan?“ rief nun Christine. Ueberrascht von solcher Keckheit, hob Franziska ihr Angesicht und schaute ihre Base mit fragenden, vorwurfsvollen Blicken an, welche dieselbe aber mit großer Dreistigkeit aushielt. Es herrschte einen Augenblick lang tiefes Schweigen, bis endlich Franziska nur die Worte zu stammeln vermochte: „Ah, Christine, Christine!“ Die hervorbrechenden Thränen hinderten sie, noch weiter zu sprechen, was für Christinen ein Glück war, denn wer weiß, ob sie nicht deren Frechheit zum Sprechen gebracht hätte. „Nun so sprich doch,“ rief Margaretha, die blind war vor Zorn und Verdruß; „wenn Du es nicht gethan hast, warum weinst Du denn, und bist so in Verlegenheit?“ „Weil ich den Schuldigen kenne!“ Nun war die Reihe des Erschreckens an Christine gekommen und sie wagte es kaum zu fragen: „Wie, Du kennst ihn? Und woher?“ „Weil ich ihn gesehen habe.“ „Du konntest ihn nicht sehen, denn die Nacht war zu finster.“ „Nicht die ganze Nacht, denn einen Augenblick leuchtete der Mond, und gerade in dem Augenblicke, als der Baum fiel. Gott hat es so gewollt, daß gerade ich den Missethäter entfliehen sah.“

Christine mußte alle ihre Frechheit zusammen nehmen, um jetzt noch ihre Unbefangenheit behaupten zu können; sie schrie nun: „Das ist Alles eine von Dir ersonnene Lüge, um die Schuld auf Jemand Anderen zu lenken. Meine Mutter hat Dir gestern einen Verweis gegeben, den Du nur zu gut verdientest, und nun hast Du Dich heute Nacht dafür gerächt. Da Du nun aber behauptest, den Schuldigen zu kennen, so nenne ihn.“ „Ja nenne ihn,“ fügte Margaretha bei. „Ich kann nicht, und werde ihn niemals nennen!“ war Franziska's Antwort, und dabei sah sie Christinen mit einem unaussprechlich wehmüthigen Blicke an. Diese fuhr von ihrem Sitze auf und rief voll Zorn nnd Angst: „Du sagst, Du darfst und willst Niemand nennen, aber Deine Blicke bezeichnen mich. Du siehst es, Mutter, sie will den Verdacht auf mich lenken, sie sucht uns zu entzweien, mir Deine Liebe zu rauben und Deinen Unwillen auf mich zu lenken. Nach solch einem Vorfalle kann ich nicht mehr mit ihr zusammen leben, entweder entfernst Du sie aus unserer Familie, oder ich bin genöthigt, irgend wo andershin zu gehen. Ich kann sie keinen Augenblick mehr sehen, und werde deßhalb heute noch nach Dollach zu der Schwester meines Vaters gehen, die mich liebt und mich in ihrem Hause von einer Fremden nicht mit solchen Beleidigungen überhäufen lassen wird.“ Diese entschiedene Sprache ließ Margarethen weder Zeit noch Lust zum Nachdenken; ihre Wahl war bald getroffen, sie überhäufte Franziska mit Vorwürfen, und bedeutete ihr, sogleich ihre geringen Habseligkeiten zusammen zu packen, ihr Haus zu verlassen, und für immer zu meiden. Als sie durch das Dorf ging, um den Weg nach Neudeck einzuschlagen, wartete ihrer eine neue Demüthigung. Christine hatte das Ereigniß gleich den Nachbarinen und ihr befreundeten Frauen mitgetheilt, und noch allerhand Ehrenrühriges gegen die arme Verstoßene beigefügt, und nun mußte Franziska förmlich Spießruthen laufen zwischen den Lästernden, die unter den Hausthüren standen, und sie mit allerlei Spottreden empfingen. Margarethens harte Handlungsweise hatten Christinens Aussagen bestätigt, und so zog nun dieses erst vor kurzer Zeit von Allen geliebte und bewunderte Mädchen mit Spott und

Verachtung beladen ihrer früheren Heimath zu, um bei ihrem ehemaligen Seelsorger, dem edlen Pfarrer von Neudeck, wenn nicht einen Zufluchtsort, doch Rath zu finden.

Einige hundert Schritte außer dem Dorfe verließen sie ihre Kräfte, sie setzte sich auf einen Felsen, ihren Kopf in die Hände stützend, und ließ ihren Thränen freien Lauf. Der Verdruß des vorhergehenden Abends hatte sie nichts zu Nacht essen lassen, und heute hatte man ihr statt des Frühstücks Vorwürfe gemacht, und sie, ohne ihr einen Bissen mitzugeben, aus dem Hause gejagt, sie fühlte nun auch ihren Appetit erwachen, und doch wollte sie nicht nach dem Dorfe zurück gehen, wo ohnehin Niemand Mitleid mit ihrem Zustande gehabt hätte. Was war jetzt anzufangen? So saß sie nun eine Weile, als sie plötzlich eine ihr wohlbekannte Stimme hörte: „Franziska! Franziska!“ sie schaute nach der Gegend woher die Stimme kam, und erkannte mit unaussprechlicher Freude ihre liebe kleine Elisabeth.

Diese erzählte ihr unter Thränen, daß auch sie von ihrer Schwester Christine zur Thüre hinausgestoßen worden sei, weil sie sich über Franziska's Entfernung nicht trösten konnte, und nun mit ihrem Frühstücksbrode und ihrer Sparbüchse ihr nachgeeilt sei, um immer bei ihr zu bleiben. Das Brod gab sie Franziska, weil diese lange schon nichts mehr gegessen habe, und nun recht hungrig sein müsse, die zwölf Kreuzer aber die sie in der Sparbüchse habe, werden wohl hinreichen, sie beide einige Tage zu ernähren. Franziska mußte über das kindliche Geplauder der Kleinen lächeln, doch machte sie ihr ernstliche Vorwürfe, ihre gute Mutter so leichtsinnig verlassen zu haben, die nun wegen ihres langen Ausbleibens gewiß schon in großen Sorgen sei. Sie beredete das Kind mit vieler Mühe zurück zu kehren, und sich ja nie mehr von der Mutter zu entfernen. „Und Du, liebe Franziska“ rief das Mädchen unter Thränen, „wo gehst Du hin? Soll ich Dich denn nie mehr sehen?“

„Mein liebes Kind,“ antwortete Franziska, „meine Ermahnungen bleiben Dir, und sie seien Dir ein Andenken von mir, das Dich trösten soll, und trösten wird, wenn Du sie befolgst. Ich gehe viel getrösteter von Dir,

wenn ich weiß, daß Du thust, um was ich Dich so oft gebeten habe, und eines Tages werden wir uns im Himmel wiedersehen, wo wir uns durch Leiden und Kämpfe einen Platz erringen wollen. Ich bitte Dich, verlasse Deine gute Mutter ja nie mehr, sondern liebe und ehre sie täglich mehr, auch wenn sie Dich schelten sollte, was gewiß nicht ohne Grund geschieht. Verzeihe Deiner Schwester und bete für sie, denn Eitelkeit verblendet sie, und reißt sie zu manchen Thorheiten hin. Nun umarme mich noch einmal, nimm Dein Geld wieder mit und eile zurück in die Arme Deiner Mutter!"

Elisabetha entschloß sich endlich, Franziska's Rath zu befolgen, nahm das Geld, legte aber ihr Butterbrod auf Franziska's Päckchen und eilte nun, nachdem sie die Scheidende nochmals umarmt hatte, ohne umzusehen, der Heimath zu. Franziska blickte ihr noch lange nach, bis sie hinter einer Felsenecke verschwand. Als sie sich auf den Weg machen wollte, fand sie Elisabeth's Geschenk, das kostbarste in ihrer gegenwärtigen Lage, das Butterbrod. Sie verzehrte es mit einem innigen Dank gegen Gott, der ihr so schnelle Hilfe gesendet hatte. Diese geringe Mahlzeit hatte ihre Kräfte gestärkt und ihren Muth neu belebt, sie machte sich nun auf den Weg und nach wenigen Stunden langte sie im Pfarrhause zu Neudeck an. Der gute Pfarrer, der gegen alle Erwartung aus dem Bade genesen zurückgekehrt war und seiner Pfarrgemeinde wieder mit aller Liebe und Treue vorstand, empfing sie, wie ein Vater sein lang vermißtes Kind. Er tröstete und beruhigte sie vor Allem, und gab ihr des andern Tages einen Brief, den er sie an seine Adresse zu tragen hieß. „Bringe diesen Brief zu Frau Großman, sie ist eine ziemlich bejahrte, aber liebenswürdige und wohlhabende Wittwe. Ich habe Dich Ihr in diesem Schreiben empfohlen, sie wird sich Deiner annehmen, denn sie hat weder Kinder noch sonstige Verwandte, sei ihr eine liebevolle Tochter und sie wird Deine Mutter sein; bei ihr wirst Du allen Kummer vergessen, der Deine Jugend trübte."

Frau Großman empfing Franziska mit großer Freude, und behielt sie als Kammerjungfer bei sich. Da sie aber alle Erwartungen der guten alten Dame in ho-

hem Grade übertraf, und den Empfehlungen des ehrwürdigen Pfarrers in allen Dingen entsprach, wurde sie von Frau Großman nach Verlauf eines Jahres an Kindes Statt angenommen. Dieser Glückswechsel änderte aber nichts in dem bescheidenen Sinne und Wesen Franziska's, sie wurde nur immer ehrerbietiger und dankbarer gegen ihre Wohlthäterin. Dieses zarte, ehrfurchtsvolle Betragen vermehrte die Liebe der Frau Großman für ihre Pflegetochter von Tag zu Tag, und bald glaubte sie nicht mehr ohne dieselbe leben zu können. Spaziergänge, Gebete und gute Werke, Alles war gemeinschaftlich, und Franziska war bei Tag und bei Nacht in der Nähe ihrer Pflegemutter.

Sechstes Capitel.

Der Tugend Lohn oder Wohlthun trägt Zinsen.

Franziska war nun ohngefähr zwanzig Jahre alt, und der Wunsch des guten Pfarrers, sie möchte jetzt die Leiden ihrer Jugend vergessen können, schien in Erfüllung zu gehen, als sie von neuen Schlägen heimgesucht wurde. Schon seit einigen Wochen wüthete eine verheerende Krankheit, die böse Cholera, in Lienz und den umliegenden Ortschaften. Eines Morgens kam die Dienerin der Frau Großman mit todesbleichem Antlitze in's Zimmer gestürzt und erzählte, daß auch in Neudeck einige Erkrankungen vorgekommen seien. Bald bestätigte sich diese Nachricht, und zugleich kam auch die Kunde, daß schon vier Personen von dem schrecklichen Uebel dahin gerafft worden seien. Von mehreren Seiten wurde Frau Großman aufgefordert, die angesteckte Gegend zu verlassen, sie aber sprach mit großer Ruhe und Ergebenheit: „Ich stehe überall in Gottes Hand, Er kann mich überall finden, geschehe auch was da wolle, Sein heiliger Wille geschehe!“ Was würde aus meinen Armen in bevorstehender Prüfungszeit werden, wenn ich sie verließe, und wer würde sie pflegen, wenn auch sie von der verheerenden Krankheit befallen würden? Wenn Du so große Angst hast, so kannst Du für einige Zeit zu Deinen Eltern

gehen, ich werde Dir Kost- und Reisegeld geben, und wenn die Krankheit nachgelassen hat, und ich noch lebe, kannst Du immerhin wieder in meinen Dienst treten. Auch Du, liebe Franziska, ziehst es vielleicht vor, einen anderen Aufenthaltsort zu wählen, gehe mit Marie zu ihren Eltern!" „Ach nein, meine theure Herrin," rief Franziska ohne Zögern; ich werde Sie nicht verlassen, denn wer würde Sie pflegen, wenn auch Sie, was Gott verhüten möchte! von dem schrecklichen Uebel befallen würden? Erlauben Sie mir bei Ihnen zu bleiben, und mit Ihnen Mühe und Gefahr zu theilen. Gott wird uns zu schützen wissen, denn wir stehen hier, wie an andern Orten, unter dem Schutze Seiner allmächtigen Hand; und wäre es nicht schmählicher Undank von mir, Sie zu verlassen, nachdem ich Ihnen so viel zu verdanken habe?" Es wurde noch einige Zeit lang dafür und dagegen gesprochen, doch Franziska's Dankbarkeit und Liebe trug den Sieg davon, beide Frauen blieben beisammen, und sahen dem Kommenden ruhig entgegen. Das Band der Liebe und Freundschaft wurde durch die beiderseitige Aufopferung nur noch enger und fester. Mit inniger, mütterlicher Liebe schloß Frau Großman ihr Adoptivtöchterchen in ihre Arme; dem Herzen nach, war sie ihre wirkliche Tochter, denn keine Mutter hätte zärtlicher für ihr gutes Kind sorgen, es sorgfältiger vor Gefahren hüten können, als Frau Großman ihre liebe Franziska. Auch Franziska lohnte ihr mit der zartesten Aufmerksamkeit und mit der aufopfernden Hingabe einer Tochter. Oft sprach sie von ihrer geliebten, zu früh verblichenen Mutter, der sie die Bildung ihres Herzens zu verdanken hatte, und von ihrer verlornen Freundin, deren Bemühungen ihre Geistesanlagen geweckt und gebildet hatten, und die sie auch zu ihren lieben Abgeschiedenen zählen zu müssen glaubte, da nun schon Jahre dahin gegangen waren, ohne daß sie das Mindeste von ihr vernommen hatte. Nach solchen Gesprächen sagte dann gewöhnlich Frau Großman: „Möge Dir Gott diese edle Freundin erhalten haben, und Dir bald ihren Aufenthalt bekannt machen; vielleicht brauchst Du bald eine neue Stütze, mein Kind, denn wie leicht könnte ich Dir in dieser Schreckenszeit geraubt werden!

Es könnte geschehen, bereite Dich darauf vor, meine Tochter; für Dein zeitliches Wohlergehen will ich in meinen gesunden Tagen sorgen, so viel mir möglich ist, für Dein ewiges Heil wird der Obere sorgen, Dem ich Dich täglich anempfehle!"

Die ängstliche Magd bewunderte den Muth ihrer Herrin und des jungen Mädchens, und wäre, dem guten Beispiele folgend, gerne geblieben; aber es fehlte ihr der Muth hiezu, und wenn sie geblieben, wäre sie sicherlich vor Angst krank geworden. Unter tausend Thränen nahm sie Abschied, und entfernte sich, um in ihrer Heimath Schutz zu finden. Diese Flucht half ihr aber nicht viel, denn schon trug sie den Keim der giftigen Krankheit in sich, und kaum war sie einige Tage in dem heimathlichen Dorfe, als sie unter den großen Schmerzen, die diese Seuche mit sich bringt, verschied. Ihr Tod brachte auch die Bewohner jenes Dorfes in Angst und Schrecken, und noch mehrere Opfer wurden von diesem Uebel dahin gerafft.

Frau Großman und Franziska begaben sich in den Pfarrhof, um ihre Dienste, Börse und Wäsche anzubieten. Da fanden sie schon den Arzt, den der Herr Pfarrer hatte rufen lassen, um die geeigneten Mittel zur Hemmung des Uebels zu berathen. Sie bekamen eine Liste, auf der die mit der Krankheit Befallenen verzeichnet waren, und eine andere, wo die Namen Derjenigen standen, bei denen durch kräftige Nahrung, reinliche Wäsche vorgebeugt werden mußte. Es waren nur wenig Kranke, größer die Anzahl der Hülfbedürftigen, bei denen derartige Uebel leichter Eingang finden, indem ihre Körper durch schlechte Nahrung schon heruntergekommen sind, und deren Wohnungen oft wahre Jammerhöhlen, der Sitz von Krankheit, Armuth und Elend sind.

Als sich beide Damen entfernt hatten, fragte der Arzt, ein junger Mediziner, der erst seit einigen Wochen aus der Residenz hieher gekommen war, nach Namen und Stand der beiden Damen, deren aufopferndes Anerbieten ihn in großes Staunen versetzt hatte. Der Pfarrer sagte ihm, daß die ältere Dame eine Fremde sei, die sich vor einigen Jahren hier niedergelassen habe, und durch ihre Wohlthätigkeit allen Armen, Kranken und Un-

glücklichen wohl bekannt sei. Das junge Mädchen sei aber nicht ihre Tochter, sondern ein armes Landmädchen aus dem Orte, das die Dame auf Empfehlung des Pfarrers zu sich genommen habe und nun als Tochter behandle und liebe. Der Arzt drückte noch sein Erstaunen aus, über den Muth der jungen Person, die ohne alles Widerstreben großen Gefahren, ja dem Tode selbst entgegen sehen mußte. „Man kann in dem zartesten Alter hohen Muth beweisen," schloß der würdige Seelsorger die Unterredung, „die Kraft oder Schwäche des Körpers, das Alter, kommen da nicht in Betracht. Die wahrhaft christliche Erziehung, die sie von ihrer zartesten Jugend an von ihren guten Eltern erhielt, die vielen und großen Leiden, die ihr Gott schon zuschickte, haben ihr ohnehin frommes Gemüth noch mehr geläutert, und ihr eine Seelengröße verliehen, die der größten Opfer fähig ist."

Franziska und ihre Pflegemutter säumten nicht, die Hütten aller Bedürftigen zu besuchen, um die Haupterfordernisse kennen zu lernen. Da bedurfte man einer geschickten Krankenwärterin, die nur mit schwerem Gelde herbeizuschaffen war; dort fehlte es an Geld, oder an Wäsche! Wenn in irgend einer Familie der Vater und Ernährer auf dem Schmerzenslager seufzte, und zu den Schmerzen auch noch die Sorge kam, woher die Seinigen Brod zur Stillung ihres Hungers nehmen würden, da wurde Mehl, Kartoffeln und Fleisch in's Haus geschafft, und die jüngeren Kinder einer armen Wittwe zur Verpflegung und Ueberwachung übergeben, um den Kranken Ruhe zu verschaffen und die Kleinen vor Ansteckung zu bewahren. Die Stadt war zu entfernt, um zur rechten Zeit die nöthigen Arzneien herbeischaffen zu können. Frau Großman ließ nun nach Berathung mit Arzt und Pfarrer einen Apotheker aus Lienz kommen, der sich in ihrem Hause für die Zeit der Epidemie einrichtete, und allen Kranken auf Kosten der Frau Großman die Medikamente bereitete. Während des ganzen Tages, und einem großen Theile der Nacht waren die beiden Frauen beschäftigt, ihren guten Werken nachzukommen, und kaum nahmen sie sich Zeit, ihr Mittagsmahl und einige Stunden Ruhe zu genießen. Ueberall wurden sie als Boten

des Himmels begrüßt, denn überall hin brachten sie, wenn nicht die Genesung, so doch Trost und Hoffnung, und die Ergebung in Gottes Willen. Sie standen auch dem greisen Pfarrer in Ausübung seiner Pflichten bei, denn oft bereiteten sie die Herzen zu dem Empfange der heiligen Wegzehrung vor, und mancher Verstockte wurde, gerührt von ihrer himmlischen Güte und Aufopferung, dem Heile wieder gewonnen. Die Krankheit nahm immer mehr und mehr zu, einige der Krankenwärter wurden davon befallen und starben, und bald war es nicht mehr möglich, selbst nicht um schweres Geld, genug Krankenwärter herbeizuschaffen. Die Kranken wurden nun in einige Häuser gebracht, eine Art Krankenhäuser, wo Viele beisammen lagen, was die Pflege wesentlich erleichterte. Unsere Heldinen kamen nun beinahe nicht mehr aus diesen Häusern, um ihre Kranken ja nie verlassen zu müssen, und wunderbar wurden Beide gestärkt, denn so alt und schwächlich Frau Großman, so jung und zart Franziska war, Beide konnten die Anstrengung ertragen, und durften ihre lieben Kranken nicht verlassen.

Eines Tages wurde Frau Großman gemeldet, daß auch Jakob Harder, der seiner Trunksucht auch in dieser schrecklichen Zeit nicht entsagt hatte, von der Krankheit befallen sei, und nun seine ganze Familie angesteckt habe. Alle lägen hilflos da, Niemand wolle sich ihrer annehmen, und das Elend habe den höchsten Grad erreicht. Franziska zögerte keinen Augenblick, der Verwandtenliebe nachzukommen, obwohl man sie einst, im höchsten Elende, schnöde von der Thüre gewiesen und ihr ein Stück Brod verweigert hatte. Der Arzt begleitete sie. Als sie die Wohnung betrat, in der das Elend seinen Sitz aufgeschlagen zu haben schien, hätte sie Jakob gerne nochmals von seiner Thüre gewiesen, denn jetzt fürchtete er ihre Vorwürfe. Aber keine Sylbe kam über Franziska's Lippen, die ihn an seine ehemalige Grausamkeit hätte erinnern können. Seine Frau lag in den gräßlichsten Schmerzen neben ihm, eines der älteren Kinder hatte eben vollendet, die andern rangen mit dem Tode. So viel Elend versetzte Franziska in tiefe Betrübniß, unter Thränen reichte sie ihren Verwandten die Hände, und wandte mit dem Arzte eiligst die nöthigen

Mittel an, die aber, nach des Letzteren Versicherung, wohl ohne Erfolg bleiben würden, da die Krankheit schon zu weit vorgeschritten war, und Jakobs Körper durch seine Trunksucht ohnehin zu geschwächt sei, um einen derartigen Anfall zu überstehen.

Jakob betrachtete Franziska mit unruhigen Blicken, denn die Krankheit, das Gefühl des nahen Endes, die Furcht vor dem Tode hatte seine Härte gebrochen. Franziska versicherte ihn ihrer Verzeihung, und munterte ihn auf, sich mit Gott zu versöhnen, den er so oft beleidigt hatte. Auf vieles Zureden gelang es endlich, ihn dazu zu bringen, den Geistlichen zu sich zu bitten, und die heiligen Sterbesakramente zu empfangen. Jakobs Bekehrung war aufrichtig, seine Reue tief und innig; sein Tod, der einen Tag darauf erfolgte, war erbauend, und gereichte seiner zurückgebliebenen Gattin und den noch lebenden Kindern zum größten Troste, und beruhigte sie über seine Zukunft im ewigen Jenseits. Dieser ehemals so rohe Mann bat seine Frau, seine Kinder und besonders Franziska um Verzeihung wegen allen Uebels, das er ihnen zugefügt, und besonders wegen des schlechten Beispiels, das er gegeben hatte. Auch seine gute Frau, die wenig heitere Stunden während ihres Ehestandes gehabt hatte, unterlag dem Uebel wenige Tage nachher, nachdem sie mit ihrem Manne zu gleicher Zeit die Sakramente der Sterbenden empfangen hatte. Die Kinder überstanden die Krankheit, Dank den Bemühungen des geschickten Arztes und der sorgfältigen Pflege ihrer liebevollen Base.

Endlich ließ die Krankheit nach, nachdem man Gott mit heißen Gebeten und feierlichen Prozessionen um Hülfe und Erbarmen angefleht hatte. Viele Opfer hatte die Seuche gefordert, und trauernde Gatten und Gattinen, verlassene Waisen schmückten am Tage Allerseelen unter Thränen die Gräber ihrer geliebten Dahingeschiedenen. Es war kein Haus im ganzen Dorfe, das nicht einen oder mehrere Todte zu betrauern gehabt hätte. Auch jetzt noch war der Wohlthätigkeit unserer beiden Freundinen ein weites Feld offen, denn jetzt gab es viele arme Waislein zu trösten und zu versorgen, und mancher zerrütteten Haushaltung wieder aufzuhelfen. Sie hatten ihre ehe-

malige Wohnung wieder bezogen, und den Dank und die Segenswünsche der ganzen Einwohnerschaft mit dahin gebracht. Einige Tage der Ruhe genügten, um Franziska wieder ihre ehemalige Frische und gesunde Farbe, die unter den Anstrengungen gelitten hatten, wieder zu geben. Auch Frau Großman hoffte sich bei einem geregelten Leben von den vielen Anstrengungen zu erholen; aber Gott hatte es anders beschlossen. Sie wurde von einer großen Schwäche befallen, die trotz der angewendeten Mittel immer zunahm, und hatte nur noch so viel Zeit, ihrer Pflegetochter den Rest ihres Vermögens zu sichern, das bei ihren vielen Wohlthaten in letzter Zeit erheblich abgenommen hatte. Die Nachtwachen und Sorgen der letzten Wochen hatten ihre Lebensgeister aufgerieben, und sie starb nach kurzem Krankenlager den süßen Tod einer Märtyrin der Nächstenliebe, nachdem sie mit christlicher Ergebung und heiliger Inbrunst die heiligen Sterbsakramente empfangen hatte. Ganz Neudeck weinte um sie, denn wie viele seiner Bewohner hatten Mutter und Versorgerin verloren; aber Niemand wußte in so hohem Grade was man verloren hatte, als die arme Franziska, die abermals verwaist, weinend an dem Grabe ihrer zweiten Mutter stand. Das uneigennützige Mädchen dachte nicht daran, daß sie jetzt im Besitze eines Vermögens sei, das sie in den Stand setzte, unabhängig zu leben, und ihrem Hange zum Wohlthun immer zu genügen. Sie erinnerte sich nur der Tugend und Güte ihrer verstorbenen Pflegemutter, und hätte alle Schätze der Welt dahin gegeben, um sie in's Leben zurückrufen zu können; die Religion allein konnte sie bei dem schmerzlichen Verluste trösten. Der gute, würdige Pfarrer, der sie nach Kräften zu trösten suchte, hatte einen rechtlichen und geschickten Advokaten beauftragt, die Verlassenschaft der Frau Großman zu ordnen, und Franziska's Beistand bis zu ihrer Volljährigkeit zu sein. Sie bewohnte auch ferner das Haus ihrer Wohlthäterin, und unterließ nicht, auch die begonnenen guten Werke fortzusetzen.

Eines Tages wurde sie in den Pfarrhof gerufen, und da sie glaubte, es handle sich um die Ausübung irgend eines guten Werkes, das ihre Mitwirkung wünschenswerth machte, so eilte sie sogleich dahin. Als sie

dort angekommen war, führte ihr der Herr Pfarrer eine junge Bäuerin entgegen, in der sie nur mehr mit Mühe Christine, das ehemals so blühend stattliche Mädchen erkannte. Wenige Tage hatten hingereicht, diese Schönheit in Häßlichkeit zu verwandeln. Die Blattern waren kurze Zeit nach Franziska's Entfernung in Christinens Heimath ausgebrochen, und hatten auch letztere befallen. Da sie eigensinnig, verzogen und im höchsten Grade ungeduldig war, so hatte sie das Uebel durch ihre Unbesonnenheit verschlimmert, und ihre Mutter auf's äußerste betrübt und erzürnt. Elisabethe befolgte getreu die Ermahnungen ihrer guten Base, und war ihrer kranken Schwester eine treue Pflegerin, so daß diese selbst, gerührt und ermuntert von den kindlichen Erzählungen der kleinen Schwester, einen ernsten Blick in ihr Inneres warf.

Als sie das erstemal aufstand und sich kaum, denn sie hatte beinahe das Augenlicht verloren, im Spiegel erblickte, wer beschreibt ihr Entsetzen, als ihr ein ganz anderes, häßliches, bleiches Antlitz daraus entgegenschaute! Sie war traurig und niedergeschlagen, aber sie suchte jetzt ihre Glückseligkeit in andern Dingen, als bisher. Von nun an war sie eine ganz Andere. Ihre früheren Fehler zeigten sich wohl noch manchesmal, aber sie hatte doch schon so viel Gewalt über sich, daß sie nicht mehr Herr über sie wurden. Endlich fühlte sie auch das Bedürfniß, sich mit ihrer Base Franziska, der sie so schreiendes Unrecht gethan hatte, auszusöhnen. Sie erklärte es ihrer Mutter, die nur mit Widerwillen darauf einging, da sie Franziska die Zerstörung ihres Lieblingsbäumchens noch immer nicht vergeben konnte. Christine hatte noch nicht so viel Selbstverläugnung erlangt, ihre Schuld und Verläumdung einzugestehen, und sich dadurch anzuklagen, denn ihre Bekehrung war noch zu neu, und ihre Frömmigkeit noch nicht stark genug. Margaretha willigte endlich ein, und es wurde beschlossen, nächstens nach Neudeck zu fahren, wo man doch wenigstens Nachricht von Franziska's Aufenthalt erhalten konnte.

Als Franziska Christinen erkannt hatte, schloß sie sie innig in ihre Arme, und rief unter Thränen: „Ich bin recht schuldig, liebe Franziska; aber ich bereue auch von Herzen, und bitte Dich um Verzeihung; kannst Du

mir verzeihen?" Franziska schloß sie auf's Neue in ihre Arme und sagte: „Ach, ich habe Dir längst verziehen, denke nicht mehr daran!" Christine wollte noch mehr sagen, aber Thränen erstickten ihre Stimme. Endlich sagte sie: „Sieh, liebe Franziska, mein entstelltes Antlitz, meine beinahe erloschenen Augen, das alles ist eine gerechte Strafe des Himmels für meine abscheuliche Bosheit. Ich war eitel auf meine Schönheit, Gott hat mir sie genommen; ich war eifersüchtig auf Deine Schönheit, ich habe Dich diesem Neide geopfert, dafür hat mir Gott das Augenlicht geraubt." „Tröste Dich, mein liebes Bäschen", sagte Franziska, „dafür hat Dir Gott eine andere Schönheit gegeben, die Schönheit der Seele, die jene weit aufwiegt. Du hast wenig verloren, und dafür viel gewonnen!" Christine sagte nun, daß der Herr Pfarrer eben die Güte habe, ihrer Mutter jene große Bosheit mitzutheilen, die sie gegen Franziska und gegen ihre Mutter gleich schuldig mache, da sie selbst nicht den Muth gehabt habe, es ihrer Mutter zu vertrauen, und daß sowohl Letztere, wie auch die kleine Schwester Elisabeth, in Neudeck anwesend seien.

Kaum hatte sie das gesagt, als sich die Thüre öffnete und Margaretha mit dem Pfarrer und Elisabeth hereintraten. Margaretha sagte zu der gedemüthigten und beschämten Christine: „Unglückliches Kind, Gott hat Dich hart gestraft; doch danken wir Ihm, daß Seine väterliche Strafe Dein Herz gebessert hat!" Zu Franziska sich wendend rief sie: „Und Du großmüthiges Mädchen, komme in meine Arme, an mein Herz, das Dich so lange verkennen konnte!" Margaretha wollte Franziska nun wieder mit sich in ihren Wohnort nehmen, aber Franziska war der Ort, wo ihre theuern Eltern und ihre zweite Mutter gelebt hatten und gestorben waren, zu theuer, um ihn verlassen zu wollen; sie bot daher Alles auf, Margarethen zu bewegen, mit ihren beiden Töchtern nach Neudeck zu ziehen; doch auch diese wollte sich nicht von ihrem Dorfe trennen, und so zogen sie denn, nachdem sie mehrere Wochen bei Franziska zugebracht hatten, wieder zurück, nachdem man sich gegenseitig das Versprechen gegeben hatte, sich wo möglich alle Jahre für einige Tage zu besuchen.

Inzwischen waren auch Nachrichten von Frau von Ruthard eingetroffen. Sie hatte ihren Rechtsstreit gewonnen, und kam nun nach Lienz zurück, um sich in der Umgebung des reizenden Gebirgsstädtchens eine Heimath zu gründen. Eine ihrer Bekannten aus Lienz hatte ihr den Tod Magdalenens geschrieben, und zugleich, daß Niemand wisse, was aus ihrer Tochter geworden, wohin sie gekommen sei. Als sie angekommen war, besuchte sie möglichst bald den würdigen Pfarrer von Neudeck, um von ihm vielleicht irgend eine Nachricht von der liebenswürdigen kleinen Franziska zu erhalten, die jetzt aber schon herangereift sein müsse. Wer aber beschreibt ihr freudiges Staunen, als sie da alles Vorgegangene erfuhr. Sie eilte in Franziska's Wohnung, und schloß mit innigem Entzücken das liebenswürdige junge Mädchen in ihre Arme. Auch Franziska war hoch erfreut, die einzige Freundin ihrer Mutter, die schon lange als todt beweinte Frau von Ruthard, wieder zu sehen. Nachdem die ersten Ergüsse des Entzückens und der Freude vorüber waren, kam die Reihe an's Erzählen der verschiedenen gegenseitigen Erlebnisse. „Endlich sind wir wieder vereinigt," rief Frau von Ruthard, „und so Gott will, trennen wir uns auch nicht mehr. Du wirst mir gewiß eine Wohnung in Deinem Hause abtreten, auch Du sollst eine bei mir haben, und wir werden bald bei mir, bald bei Dir sein, aber immer beisammen, denn ich will mich nicht mehr von Dir trennen!" Franziska nahm alles mit Freude an, und um so mehr, da sie doch noch zu jung gewesen wäre, um ganz allein zu leben. Die beiden Damen verließen sich nie mehr, und ihre Vereinigung war auch für alle Armen und Hülfsbedürftigen eine neue Quelle der Erquickung, denn Beide gaben mit vollen Händen.

Frau von Ruthard erwartete einen Neffen, von dem sie mit großem Lobe sprach, und der auch wirklich einige Monate nach Frau von Ruthard in Neudeck eintraf. Er besaß ein beträchtliches Vermögen; was aber noch mehr war, die Tugend und Frömmigkeit seiner Tante, die ihn wie ihren eigenen Sohn liebte. Sie verheirathete nun diesen Neffen und ihre junge Freundin miteinander, denn beide jungen Leute zeigten sich durch Fröm-

migkeit und Nächstenliebe einander würdig. Sie übergab ihnen einen großen Theil ihres Vermögens, und lebte mit ihnen, bis sie im Kreise ihrer Theuern nach vielen Jahren selig entschlief.

Christine, die, so lange sie schön war, von Allen gemieden ward, wurde jetzt eben so eifrig und wegen ihrer liebenswürdigen Güte gesucht. Sie machte auch eine gute Heirath, wie ihre Schwester Elisabeth, die ein Muster für junge Mädchen, wie später für Gattinen und Mütter wurde; und die glückliche Margaretha rief oft voll Freude aus: „Alles das habe ich doch nur der guten Franziska zu verdanken! So lohnte sie uns das, leider nur zu bitt're Brod, das sie bei uns genoß!" Auch für die Kinder Jakobs sorgte Franziska treulich, zahlte die Schulden ihres Vaters und erhielt ihnen so ihr väterliches Haus, und sorgte, daß sie eine gute, christliche Erziehung erhielten. An der edlen Waise von Neudeck, dem armen Mädchen, das mit der guten, frommen Mutter nicht nur um's tägliche Brod für sich, sondern auch den bedrängten Mitbruder arbeitete, ging der schöne Ausspruch glänzend in Erfüllung: „Wohlthun trägt Zinsen."

Gedruckt bei Albr. Volkhart.

Brug, Anna

Gott zum Gruße! zwei Erzählungen: Klementine oder Gott führt die Seinen vä
terlich. Franziska oder Wohlthun trägt Zinsen : für meine jungen Freunde
und Freundinnen, sowie für Schul- und Volksbibliotheken, zu Preisebüchern [
et]c. ; [mit zwei colorirten Bildern]

Augsburg 1862